Lebenszeugnisse – Leidenswege

DANIELA MARTIN

„... DIE BLUMEN HABEN FEIN GESCHMECKT“

Das Leben meiner Urgroßmutter Anna L. (1893 – 1940)

Lebenszeugnisse – Leidenswege

Heft 21

DANIELA MARTIN

„... DIE BLUMEN HABEN FEIN GESCHMECKT“

Das Leben meiner Urgroßmutter Anna L. (1893 – 1940)

Dresden 2010

Lebenszeugnisse – Leidenswege
Eine Heftreihe herausgegeben von Klaus-Dieter Müller,
Siegfried Reiprich und Clemens Vollnhals
im Auftrag der Stiftung Sächsische Gedenkstätten
zur Erinnerung an die Opfer politischer Gewaltherrschaft
in Zusammenarbeit mit dem
Hannah-Arendt-Institut für Totalitarismusforschung e.V.
an der TU Dresden

Heft 21

© Stiftung Sächsische Gedenkstätten
zur Erinnerung an die Opfer politischer Gewaltherrschaft
© Daniela Martin
2010

Titelfoto:
Anna Rauscher, Prag 1908
(Privatbesitz)

Satz: Walter Heidenreich, HAIT Dresden
Umschlaggestaltung: CCP Kummer & Co. GmbH, Dresden
Druck: Stoba-Druck GmbH, Lampertswalde
Printed in Germany

ISBN 978-3-934382-23-7

Inhaltsverzeichnis

Vorwort	7
Einleitung	9
St. Joachimsthal, 1893–1911	13
Scheibenberg, 1911–1918	19
Zschadraß, 1918–1921	28
Lauter, 1921–1922	47
Universitäts-Nervenklinik Leipzig, 1922	51
Leipzig-Dösen, 1922–1924	53
Untergöltzsch, 1924–1928	60
Hubertusburg, 1928–1932	71
Arnsdorf, 1932–1940	78
Sonnenstein, 1940	93
Nachwort	101
Danksagung	103
Anhang	105
Autorin dieses Heftes	110

Vorwort

Im Juni 2010 jährt sich zum 70. Mal der Beginn der nationalsozialistischen Mordaktion an Kranken und Behinderten auf dem Sonnenstein. In der für ihre humanistische Tradition berühmten ehemaligen Heil- und Pflegeanstalt Pirna-Sonnenstein ermordeten die Nationalsozialisten in den Jahren 1940 und 1941 13 720 vorwiegend psychisch kranke und geistig behinderte Menschen. Sie wurden im Rahmen der nationalsozialistischen Krankenmorde, der sogenannten „Aktion T4", in einer Gaskammer umgebracht. Außerdem starben an diesem Ort im Sommer 1941 mehr als tausend Häftlinge aus nationalsozialistischen Konzentrationslagern. Ebenfalls im Juni 2010 besteht die Gedenkstätte Pirna-Sonnenstein zehn Jahre. Im Mittelpunkt der zu diesem Ereignis seitens der Gedenkstätte geplanten Veranstaltungen soll das Gedenken an die Opfer stehen. Ihrem Andenken galten in der Geschichte der Gedenkstätte bereits vielfältige Bemühungen, darunter Symposien, Vorträge, Lesungen und künstlerische Projekte. Auf der Grundlage eines in langjähriger Arbeit erstellten „Buches der Opfer der Tötungsanstalt Pirna-Sonnenstein" konnten am 1. September 2009 im „Stillen Raum" der Gedenkstätte drei Tafeln mit über 11 600 Namen der bisher bekannten Sonnensteiner Mordopfer der Öffentlichkeit übergeben werden. Mittlerweile liegen zwar auch einige kleinere biografische Studien zu Sonnensteiner Opfern der „Aktion T4" vor, jedoch keine größeren zu einzelnen Opfern der NS-„Euthanasie", mit Ausnahme von zwei Publikationen über die Dresdner Malerin Elfriede Lohse-Wächtler. Dabei zeigt die praktische Arbeit mit Besuchergruppen jeden Alters, wie wichtig es ist, die abstrakte und unvorstellbar große Zahl der Opfer des Nationalsozialismus durch Gesichter und Geschichten einzelner Menschen zu konkretisieren und somit die Lebens- und Leidenswege Vieler exemplarisch darzustellen, um einen Zugang zu deren Lebenswirklichkeit zu gewinnen.

Die Kölner Journalistin Daniela Martin hat in akribischer Arbeit die Biografie ihrer Urgroßmutter Anna L., einer Frau mit sächsisch-böhmischen Wurzeln, geschrieben, die über 20 Jahre lang Patientin in verschiedenen sächsischen psychiatrischen Einrichtungen war. Die Besonderheit der Publikation besteht darin, dass ein äußerst seltener und umfangreicher Bestand von Briefen ihrer Urgroßmutter aus der Psychiatrie und der Schriftverkehr ihres (später geschiedenen) Mannes mit Behörden für die Publikation ausgewertet werden konnten. Die Autorin schreibt gleichzeitig in ihrer Rolle als Hinterbliebene, was eine außergewöhnliche Empathie zum Schicksal der Protagonistin schafft, sowie als Journalistin und Forscherin, die die objektiven Tatsachen auf Grundlage von gesicherten Erkenntnissen darstellt. Dank ihrer journalistischen Erfahrungen gelang es Daniela Martin eindrucksvoll, die Verbindung zwischen den Briefen der Patientin und den Dokumenten des Ehemanns mit der Lebenssituation in den verschiedenen von Anna L. durchlaufenen Anstalten herzustellen. Dadurch ent-

wirft sie auch ein atmosphärisch dichtes Bild der kritischen Zustände in diesen Einrichtungen, wobei besonders das Hungern im Ersten Weltkrieg und die Zwangsmaßnahmen der Nationalsozialisten herausgestellt werden. In ihrer Rezeption der Literatur über die sächsische Psychiatrie zeigt sich die Autorin auf dem aktuellsten Stand und verarbeitet die stark „medizinlastigen“ und schwer lesbaren Veröffentlichungen zur Thematik, die in der Hauptsache medizinische Promotionen sind.

Daniela Martin gelingt mit der Biografie ihrer Urgroßmutter Anna L. ein bemerkenswerter, originärer Beitrag zur Erstellung lebensgeschichtlicher Darstellungen von Sonnensteiner Mordopfern. Weiterhin bietet die biografische Studie gute Möglichkeiten zur Verwendung in der pädagogischen Arbeit der Gedenkstätte Pirna-Sonnenstein. Über ihre Rolle als Opfer hinaus lernt der Leser Anna L. als Menschen kennen, mit ihrem Charakter und ihrer ganz persönlichen Geschichte.

Daniela Martins wissenschaftlich fundierter und dennoch gut lesbarer Biografie wünschen wir zahlreiche interessierte Leser.

Dresden, Juni 2010 Klaus-Dieter Müller, Boris Böhm

Einleitung

Die Lebensgeschichte meiner Urgroßmutter Anna wurde viele Jahrzehnte verschwiegen. Weil sie peinlich ist und beschämend, schmerzhaft und grausam, dramatisch und letztlich unverständlich. Meine Urgroßmutter war verrückt. Sie hörte Stimmen und lebte in einer eigenen Wahnwelt, in der sie, eine Gräfin mit vielen Titeln, zahlreiche Schlösser besaß. Tatsächlich residierte sie an den unkomfortabelsten Orten, die Deutschland in den 1920er und 30er Jahren zu bieten hatte: in psychiatrischen Einrichtungen. Am Ende des Ersten Weltkriegs wurde sie als 24-Jährige zum ersten Mal eingewiesen. Zu Beginn des Zweiten Weltkriegs wurde sie als 47-jährige Insassin einer Heil- und Pflegeanstalt ermordet.

Ich war 25 Jahre alt, als ich im Herbst 1994 zum ersten Mal von ihrem Schicksal hörte. An jenem Abend saß ich in der Küche meines Großonkels Erich, Annas Sohn. Ihn und seine Frau hatte ich von Bremen aus seit der Wiedervereinigung schon öfter in ihrem Wohnort in Sachsen besucht. Wir sprachen über dieses und jenes. Ich sagte etwas, und plötzlich stieß er hervor: „Ja, weißt Du das denn nicht?“ Ich erinnere mich noch genau, wie ich erstarrte. Erich schossen Tränen in die Augen, die er hinter seiner Hornbrille kaum verbergen konnte. „Meine Mutter ist von den Nazis ermordet worden.“ Kurz erklärte er mir, was er wusste: Anna erkrankte 1918 an Schizophrenie, lebte in verschiedenen sächsischen Anstalten und wurde 1940 in Grafeneck in Württemberg im Zuge der NS-„Euthanasie“ ermordet. Ich war sprachlos. Weshalb hatte ich niemals von dieser dramatischen Familiengeschichte gehört? Einen Teil der Erklärung lieferte Erich gleich selbst. Ihm war als Kind gesagt worden, seine Mutter sei bei der Geburt gestorben. Erst als Jugendlicher hatte er durch einen Zufall erfahren, dass sie lebte und in einer Anstalt untergebracht war. Seine ältere Schwester Lucie, meine Großmutter, sprach mit ihm fast nicht darüber. Deshalb wusste er kaum etwas.

Abends im Bett machte ich mir Notizen und fasste einen Entschluss: Ich würde meine Großmutter selbst befragen. Wieder zu Hause telefonierte ich erst einmal mit meiner Mutter. Nein, sie könne mir auch nichts sagen. Ihre Mutter Lucie habe nur ein einziges Mal dieses Drama erwähnt, beim Abschied nach einem Besuch. Als sie schon in den Zug einstieg, sagte Lucie: „Meine Mutter litt an Schizophrenie.“ Mehr sprachen die beiden nicht darüber. Ich hörte mich weiter in der Familie um. Kaum jemand wusste etwas oder hatte es gewagt, meine Großmutter dazu ausführlich zu befragen. „Das tut ihr zu sehr weh“, war die ausgesprochene und unausgesprochene Botschaft, die einige Cousinen zu hören bekommen hatten. Ich sollte schnell merken, dass dieses Familiengesetz auch für mich galt. Wenige Tage nach meiner Rückkehr von der Besuchsreise lag eine Postkarte im Briefkasten. „Rufe bitte bei meiner Schwester erst an, wenn Du nochmals mit mir telefoniert hast. Herzlichst, Onkel Erich.“ Das Telefonat war

gewohnt freundlich, die Empfehlung aber eindeutig: „Wenn Du Deine Großmutter danach fragst, könnte das der letzte Nagel für ihren Sarg sein." Natürlich wollte ich meine Großmutter nicht ins Grab bringen. Ich beugte mich dem Familientabu, verzichtete auf den Anruf und bei späteren Besuchen auf direkte Nachfragen. Wenige Jahre später starb meine Großmutter und nahm ihren Teil der Familiengeschichte mit sich.

Trotzdem ließ mir die Urgroßmutter keine Ruhe. Bei jedem Besuch in Sachsen befragte ich Erich zur Familiengeschichte im Allgemeinen und zu seiner Mutter im Speziellen. Er konnte mir wenig weiter helfen – schließlich hatte seine Familie ihm selbst fast nichts erzählt. Allerdings, so deutete er mehrfach an, verfüge er noch über ein paar schriftliche Unterlagen aus der Zeit. In seinen Lebenserinnerungen, die er 2003 und 2004 aufschrieb und mir in Kopie zukommen ließ, verarbeitete er einige Informationen daraus. Sonst hütete er die Dokumente wie einen Schatz.

Im Frühsommer 2007 war ich nach mehreren innerlichen Anläufen so weit. Ich wollte zumindest einmal ernsthaft versuchen, die Lebensgeschichte meiner Urgroßmutter zu erforschen. Und begann mit dem sichersten bekannten Datum: Ihrer Ermordung in Grafeneck, festgehalten auf der Sterbeurkunde, die mir mein Großonkel dafür zur Verfügung stellte. Die Fahrt zur Gedenkstätte Grafeneck und die Führung mit der wissenschaftlichen Mitarbeiterin Franka Rößner brachten eine neue Erkenntnis. Meine Urgroßmutter, so versicherte mir Frau Rößner, sei mit Sicherheit nicht im württembergischen Grafeneck ermordet worden. Es habe keine Transporte aus Sachsen hierhin gegeben. Sterbeurkunden seien in der „Euthanasie"-Aktion systematisch gefälscht worden, um Angehörige im Unklaren zu lassen. Ich solle am besten bei der Gedenkstätte der sächsischen Vernichtungsanstalt Pirna-Sonnenstein nachfragen. Wenige Tage später erhielt ich von dort die Antwort per E-Mail: „Sehr geehrte Frau Martin, bezüglich Ihrer Anfrage kann ich Ihnen Folgendes mitteilen: Frau Maria Anna L. ist in der Tötungsanstalt Pirna-Sonnenstein ein Opfer der nationalsozialistischen ‚Euthanasie'-Aktion geworden. Zunächst durchlief sie zwischen 1918 und 1932 diverse sächsische Anstalten: Zschadraß, Leipzig-Dösen, Untergöltzsch und Hubertusburg. Am 16. Dezember 1932 ist sie dann in die Landesanstalt Arnsdorf verlegt worden. Von dort aus hat man sie am 5. Juli 1940 nach Pirna-Sonnenstein gebracht, wo sie vermutlich am gleichen Tag ermordet wurde. In der Gedenkstätte befindet sich in unserem Archiv leider nur eine Kopie der Patientenkarteikarte aus der Landesanstalt Arnsdorf, die wir Ihnen auf Wunsch auch übersenden können."

Ich rief sofort meinen Großonkel an. Diesmal war er sprachlos. Die weitläufige Anlage des Sonnensteins in der Nähe von Dresden kannte er. Dort sollte seine Mutter ermordet worden sein?

In diesem Augenblick änderte sich Vieles: Ich entschied, der Geschichte der Urgroßmutter unbedingt nachzugehen, zumal ich jetzt erste Daten zu ihren Lebensstationen in Händen hielt. Und mein Großonkel öffnete für mich die Korrespondenzsammlung seines Vaters, meines Urgroßvaters, die er all die Jahre gehütet hatte. Ein wahrer Schatz, wie ich schnell feststellte: Fotos meiner

Urgroßmutter, Briefe aus den Anstalten an ihre Kinder, Mitteilungen von Ärzten an meinen Urgroßvater, Briefe von Verwandten. Dazu einige Recherchen meines Großonkels in Annas Geburtsort St. Joachimsthal/Böhmen, heute Jáchymov in Tschechien.

Ich bin meinem Großonkel sehr dankbar, dass er mich trotz des Schmerzes, den das sicher für ihn bedeutete, bei den Nachforschungen unterstützte. Er beantwortete viele Fragen zu seiner Kindheit. Letztlich schenkte er mir in einer unendlich großzügigen Geste die Korrespondenzmappe seines Vaters. Den Auftrag, der damit verbunden ist, habe ich verstanden und, so hoffe ich, mit diesem Buch erfüllt: Das Leben von Anna zu rekonstruieren und aufzuschreiben, so dass sie ihre Würde und ihren Platz in der Familiengeschichte wiedererhält.

Auch deshalb fällt dieses Buch etwas anders aus als die wenigen veröffentlichten Biografien und zahlreicheren biografischen Skizzen von Opfern der NS-„Euthanasie". Annas Schicksal steht im Mittelpunkt, doch immer blicke ich als Urenkelin auch auf den Rest der Familie. Denn dass meine Urgroßmutter über 20 Jahre in psychiatrischen Anstalten lebte und ermordet wurde, wirkte in das Leben von anderen hinein. Ihre Mutter Rosa verlor dadurch ihre einzige Tochter. Annas Tochter, meine Großmutter, erlebte zweimal, dass ihre Mutter eingewiesen wurde und dass sie sie später verleugnen musste. Für Annas Mann, meinen Urgroßvater, bedeutete dieses Schicksal eine enorme finanzielle und emotionale Belastung. Wie einige Briefe zeigen, hoffte er bis zu ihrem Tode immer wieder auf ein Zeichen der Besserung. Schwager und Schwägerinnen besuchten Anna in den Anstalten, machten sich Sorgen und Gedanken, schrieben Briefe an meinen Urgroßvater. Und mein Großonkel schließlich, der sicher schon als Kind diese unerklärliche Unruhe, diese Geheimniskrämerei in der Familie spürte, erhielt sein ganzes Leben lang keine schlüssige Antwort auf eine wesentliche Frage: Wer war eigentlich meine Mutter?

Durch das Recherchieren und Schreiben hat sich im Laufe der Zeit meine Haltung zur Geschichte meiner Urgroßmutter verändert. Anfangs war ich getrieben von Wut, Empörung und Unverständnis gegenüber den handelnden Personen, besonders in der Familie. Wieso konnte es passieren, dass Anna in die Anstalt kam? Wieso hatte sie niemand herausgeholt? Weshalb wurde sie totgeschwiegen? Und weshalb hatte sie niemand vor der Ermordung gerettet?

Nach und nach entdeckte ich andere Seiten der Geschichte, in der Anna nicht nur Opfer, sondern trotz ihrer Krankheit und der damit verbundenen Einschränkungen handelnde Person war: Dass sie sich von meinem Urgroßvater scheiden lassen wollte, lange bevor er die Scheidung einreichte. Dass sie nicht völlig in ihrem Wahnsystem gefangen war, wenn sie Briefe an ihre Kinder schrieb. Und auch, dass die Familienmitglieder mehrfach um die Entlassung Annas aus der Anstalt rangen. Diese anderen Seiten des Familiendramas zu verstehen und aufzuschreiben, hatte für mich als Urenkelin etwas Tröstliches. Sie nehmen der Geschichte ein wenig von der Ohnmacht angesichts eines unverständlichen Schicksals durch eine schwere psychische Erkrankung.

Die Lebensgeschichte meiner Urgroßmutter bleibt bruchstückhaft, trotz der wunderbaren Korrespondenzmappe meines Urgroßvaters, trotz meiner Recher-

chen in Archiven und Bibliotheken, meiner Reisen zu den Schauplätzen von Annas Leben und Gesprächen mit Experten.

Zum einen fehlt ein wichtiges Dokument: Annas Krankenakte. Von den rund 70 000 Patienten, die in der ersten Welle der NS-„Euthanasie" 1940/41, der so genannten „Aktion T4", ermordet wurden, sind rund 30 000 Krankenakten erhalten. Leider ist Annas Mappe nicht darunter; auch in diversen anderen Archiven liegt sie nicht vor. Diese Akte wäre hilfreich gewesen, um die Symptome ihrer Erkrankung und ihr Leben in den Anstalten genauer schildern zu können. So bleiben mir nur indirekte Quellen, wie die Briefe von Ärzten an meinen Urgroßvater oder zeitgenössische Berichte über die Zustände in den Einrichtungen.

Zudem ist nur ein Bruchteil der Briefe erhalten, die damals ausgetauscht wurden. Von der offenbar regen Korrespondenz meiner Urgroßmutter mit ihrer Mutter existiert nichts mehr. Auch die Briefwechsel meiner Urgroßeltern untereinander sind nicht abgeheftet worden. Bei den Briefen meiner Urgroßmutter an ihre Kinder bilden die überlieferten zehn Stück sicher nur einen kleinen Teil ab. Und die Antworten, die sie von ihrer Tochter, meiner Großmutter, erhielt, sind nicht auffindbar.

Außerdem waren zum Zeitpunkt meiner Recherche außer meinem Großonkel Erich alle Zeitzeugen verstorben. Ich konnte niemanden befragen, der Anna kannte oder der etwas über das Verhältnis zwischen ihr und dem Rest der Familie hätte erzählen können. Dies wäre hilfreich gewesen, um die erhaltenen Schriftstücke besser zu deuten.

Doch die Fragmente reichen, um ein Bild von meiner Urgroßmutter zu bekommen. Ein vages Bild, sicherlich, und eines, das gefärbt ist von meinem Wissen und meinen Vorstellungen. Aber es reicht, um 70, 80, 100 Jahre später das Leben einer Frau zu schildern, das typisch ist für eine Psychiatriegeschichte jener Zeit. Und das einzigartig ist, weil meine Urgroßmutter Anna ein einzigartiger Mensch war.

Im Text habe ich die Briefe aus der Korrespondenzmappe meines Urgroßvaters ganz behutsam bearbeitet. Wenn es der Verständlichkeit dient, habe ich Anmerkungen oder Worte in eckigen Klammern eingefügt. Für die bessere Lesbarkeit habe ich zudem gelegentlich Satzzeichen gesetzt und in einigen Fällen auch die Satzstellung geändert. Letzteres betrifft allerdings nicht Annas Briefe, deren manchmal eigenwilliger Satzbau Ausdruck ihrer Krankheit sein kann.

Den Nachnamen meiner Urgroßmutter habe ich auf Wunsch meines Großonkels abgekürzt. Auch zwei andere Nachnamen aus der Familie erscheinen nur mit dem ersten Buchstaben. Dasselbe gilt für die Nachnamen anderer Psychiatriepatienten.

Zudem habe ich mich entschieden, der besseren Lesbarkeit halber wie im Deutschen üblich die männlichen Formen zu verwenden, also „Patienten" statt „PatientInnen" oder „Patient/innen" zu schreiben.

St. Joachimsthal, 1893–1911

Dreieinhalb Wochen nach Ostern, am 25. April 1893, wird meine Urgroßmutter als Anna Maria Rauscher in St. Joachimsthal geboren. Das Städtchen auf der südlichen Seite des Erzgebirges, einstmals eine traditionelle Bergbaustadt, heißt heute Jáchymov und gehört zur Tschechischen Republik. Aber damals, als die Menschen mit „dem letzten Krieg" den deutsch-französischen Krieg von 1870/1871 meinen, liegt St. Joachimsthal in Böhmen, einem der Länder der österreichisch-ungarischen Monarchie. Meine Urgroßmutter kommt als Untertanin der unglücklichen Kaiserin Sissi (Elisabeth) und von Kaiser Franz Joseph I. zur Welt.

Ihre Mutter, die Schneidermeisterin Rosa Rauscher, hat in diesem April sicher andere Sorgen, als den Klatsch und Tratsch am fernen Kaiserhof in Wien zu verfolgen. Sie ist unverheiratet, ihre Tochter ein uneheliches Kind. Eine Schande. Aber wer hätte gedacht, dass sie so spät, mit 34 Jahren überhaupt noch ein Kind bekommt – wo sie doch schon keinen Mann abbekommen hat.

Rosa lebt in Haus Nr. 560, in dem sie schon geboren wurde, vermutlich mit ihren beiden älteren Schwestern Maria und Elisabeth, die ebenfalls unverheiratet geblieben sind. Ihre Tochter bringt die Schneidermeisterin allerdings in Haus Nr. 595 zur Welt.[1] In dem zweistöckigen Wohnhaus in der Münzergasse hinter dem Rathaus wohnen Rosas Eltern Karl und Marie Rauscher.

Die Eltern stammen aus sehr unterschiedlichen Verhältnissen. Mutter Marie wird in einer wohlhabenden Fabrikantenfamilie groß. Ihr Vater Friedrich Kuhlmann handelt mit Spitzen, besitzt eine kleine Manufaktur und trägt den Titel „k. k. privilegierter Zwirnfabrikant". Maries sechs Jahre jüngerer Bruder Franz, der einzige Sohn der Familie, erbt später die Spitzenfabrik. Er steigt um die Jahrhundertwende im gesellschaftlichen Ansehen weiter auf, wird Bürgermeister von St. Joachimsthal. Seine Söhne Anton und Franz, Rosas Cousins, werden die Spitzen- und Handschuhfabrik bis mindestens 1926 weiter führen und mehrere Häuser im Ort besitzen.

Rosas Vater, Karl Rauscher, dagegen stammt aus einfachen, typisch Joachimsthaler Verhältnissen, aus einer Bergmannsfamilie. Seine Heirat mit Marie Kuhlmann kommt ganz offensichtlich nicht so zu Stande, wie es sich für eine Kuhlmann-Tochter gehört. Marie bekommt im Juli 1850 eine uneheliche Tochter, Maria. Erst nach der Geburt, im Oktober 1850, heiraten der „Bürger und Spitzenhändler" Karl Rauscher und Marie Kuhlmann; er erkennt das Kind dadurch als seines an.

1 Geburtsurkunde Anna Rauscher, nachträglich ausgestellt am 14.1.1945, Privatarchiv Martin. Weitere Daten der Familie bis 1901 stammen aus den Kirchenbüchern der Pfarre St. Joachimsthal im Státni oblastní archiv v Plzni (Staatlichen Gebietsarchiv Pilsen). Informationen zur Familie Kuhlmann gab mir Dorothea Selig, Kempten, von der Vereinigung Sudetendeutscher Familienforscher e. V. – Forschungsgruppe St. Joachimsthal.

Eine Generation später, 43 Jahre nach dieser vielleicht nicht gewollten Hochzeit, wird wieder eine uneheliche Tochter geboren. Diesmal erkennt der Kindsvater das Kind nicht an. Als bei Annas Taufe am 28. April 1893 in der Stadtkirche zum heiligen Joachim das Taufregister ausgefüllt wird, bleibt das Feld „Vater“ leer. Dabei weiß Anna später, wer ihr Vater ist: Emanuel Gröger, Fabrikbuchhalter, Sohn eines Bäckermeisters, wohnhaft in Haus Nr. 270, zum Zeitpunkt ihrer Geburt 46 Jahre alt, unverheiratet. Doch offenbar ist er weder durch eine Anerkennung seiner Tochter noch durch eine Hochzeit mit Rosa gewillt, offiziell in deren Leben zu treten.

So wächst Anna als einziges Kind von Rosa Rauscher in dem aufstrebenden böhmischen Städtchen auf. Kurz nach der Jahrhundertwende schwärmt der Autor Karl Knopf vom Leben in St. Joachimsthal: Hier „flutet der Strom der Industrie. Aber nicht mit dichtem Qualm und ohrenbetäubendem Lärm begrüßt sie uns hier: Mehr mit Klingen und Singen. Denn es sind Gebiete, die keine Essen und Hämmer benötigen. Die Mode, das Spielzeug, Kunstmittel und der Genuß. Oder deutlicher: Man erzeugt hier Glacéhandschuhe, Spitzen, Puppen, Papiermaché- und Korkwaren, Zigaretten und Zigarren und Uranfarben für die Glas- und Porzellanmalerei. Die staatliche Uranfarbenfabrikation ist eine Joachimsthaler Spezialität, in der die Bergstadt seit 1856 unerreicht dasteht. Aber darum ist sie schließlich noch nicht in dem Maße beneidet worden, als um den Wunderstoff Radium, der seit 1900 den Namen Joachimsthal in alle Breiten getragen hat.“[2] Tatsächlich hatte Marie Curie 1898 im Joachimsthaler Uranerz das Element Radium entdeckt (wofür sie gemeinsam mit ihrem Mann Pierre 1903 den Nobelpreis erhielt). Die Joachimsthaler nutzen die neue wissenschaftliche Sensation geschickt für sich. Das Grubenwasser, dessen heilende Wirkung in der Stadt bekannt ist, fließt ab 1908 in ein Becken des neuen staatlichen Badehauses. In dem Jahr besuchen bereits 228 Kurgäste das Radonbad.[3]

Von dem Kurtrubel in ihrem Heimatort bekommt Anna wenig mit. Sie besucht um 1908 für ein oder zwei Jahre eine weiterführende Schule in Prag, eventuell die Handelsschule. Prag ist damals die Hauptstadt Böhmens und eines der europäischen Zentren für Literatur. In den Prager Kaffeehäusern treffen sich unter anderem die deutschsprachigen Schriftsteller Franz Kafka, Max Brod und Franz Werfel zu literarischen Gesprächen. Selbst die hässliche Seite der Stadt wird auf eine gewisse Weise berühmt: Egon Erwin Kisch, bis heute einer der größten deutschsprachigen Journalisten, schreibt ab 1906 als Lokalreporter bei der Prager Tageszeitung „Bohemia“ seine ersten Reportagen, in denen er das Leben in den Armenvierteln schildert.

An dem reichhaltigen Kulturleben der Stadt wird die 15-jährige Schülerin Anna wohl nicht teilnehmen. Sie erlebt aber sicher jeden Tag eine andere Seite Prags, die diese mindestens ebenso prägt. Hier werden beide Landessprachen Böhmens, deutsch und tschechisch, gesprochen. Von zu Hause kennt Anna das

2 Karl Knopf, Die Wunderstadt St. Joachimsthal, Weipert und Leipzig 1908, S. 46–47.
3 R. Kreuzinger, Illustrierter Führer durch St. Joachimsthal und Umgebung, St. Joachimsthal ^{6}1925, S. 28.

anders. Im politischen Bezirk Joachimsthal werden etwa bei der Volkszählung 1910 30 307 Deutsche, aber nur 10 Tschechen erfasst.[4] Mit anderen Worten: Alle sprechen deutsch. Ein Deutsch freilich, in das slawische Wörter Einzug gefunden haben. Meerrettich heißt bei den Deutschböhmen „Schmetten“ (von „smetana“), feine Kuchen werden „Kolatschen“ (von „koláč“) genannt. Statt Filzschuhe sagt man „Batschkoren“ (von „bačkor“) und statt Tasche „Kapsen“ (von „kapsa“).[5] Die Schülerin Anna wird in Prag vermutlich ein paar neue Brocken Tschechisch aufschnappen.

Von Joachimsthal aus gesehen, liegt Prag relativ weit entfernt, die Zugreise dauert über fünf Stunden.[6] Weshalb Anna nicht einfach auf eine Schule in der nächstgelegenen Stadt Karlsbad geschickt wird, bei wem sie in Prag wohnt, wie es ihr dort gefällt – all diese Fragen lassen sich 100 Jahre später leider nicht mehr beantworten. Man kann allerdings vermuten, dass nicht die alleinerziehende Schneidermeisterin Rosa Rauscher den Aufenthalt ihrer Tochter in Prag bezahlt, sondern dass die Familie Kuhlmann einspringt und Annas Ausbildung fördert.

Aus jener Zeit existiert ein Bild, aufgenommen im Fotostudio von Josef Faix. Es zeigt eine junge Frau mit rundem Gesicht und feinen Zügen; die Haare auf-

Anna Rauscher, Prag 1908

4 Alfred Bohmann, Bevölkerungsbewegungen in Böhmen 1847–1947, München 1958, S. 168.
5 Richard Andree, Nationalitätsverhältnisse und Sprachgrenze in Böhmen, Leipzig 1871, S. 44.
6 Kreuzinger, Illustrierter Führer, S. 64.

gesteckt und hinten mit einer großen dunklen Schleife gebunden. Die weiße Bluse mit den Spitzeneinsätzen und dem engen Kragen lässt sie noch zarter wirken. In die rechte Ecke des Bildes hat Anna die Worte „Deine Anna, 1. März 08“ geschrieben; vermutlich hat sie es so an ihre Mutter geschickt. Diese Aufnahme ist die früheste Fotografie meiner Urgroßmutter, die erhalten ist.

Nach der Prager Schulzeit beginnt Anna zu arbeiten. Um das Jahr 1910, mit 16 oder 17 Jahren, tritt sie in der Metall- und Lackierwarenfabrik Max Böhme in Scheibenberg eine Stelle im Büro an. Der Ort Scheibenberg liegt, von Joachimsthal aus gesehen, nur eben über den Berg, 30 Kilometer entfernt auf der sächsischen Seite des Erzgebirges. Max Böhme ist der größte Arbeitgeber des Städtchens, das damals 2 633 Einwohner zählt,[7] halb so groß wie St. Joachimsthal. Dass Scheibenberg im Ausland, im Königreich Sachsen, liegt, stellt für Anna kein Problem dar. Die sächsisch-böhmische Grenze ist wirtschaftlich durchlässig, auf beiden Seiten wird deutsch gesprochen.

Das große Produktionsgelände von Böhme direkt am Bahnhof erstreckt sich parallel zu den Gleisen. Jeden Tag trifft die 17-Jährige dort Albert L., einen schmucken 25-jährigen Kaufmann, der auch schon etwas von der Welt gesehen hat. Albert wurde 1885 als sechstes Kind des Kürschnermeisters Ernst und seiner Frau Anna in Markranstädt bei Leipzig geboren.[8] Sein Vater stirbt kurz vor Alberts viertem Geburtstag. Die Mutter kehrt in ihre Heimatstadt Leipzig zurück. Wahrscheinlich helfen ihr Verwandte, mit den vielen Kindern durchzukommen. Wie es sich für eine aufstrebende protestantische Handwerkerfamilie dieser Zeit gehört, erhalten alle Kinder eine Ausbildung: Der Älteste, Alfred, wird zunächst Zimmermann und arbeitet sich später zum Architekten in Berlin hoch. Elly lernt Schneiderin, Martha schafft es sogar bis zur Schneidermeisterin mit eigenem Mode-Atelier und Angestellten in Leipzig. Ernst ergreift das Bäckerhandwerk. Die beiden jüngsten schließlich, Bruno und Albert, absolvieren beide eine kaufmännische Lehre. Alberts Kindheit ist geprägt vom Leben in der Großstadt Leipzig, die rasend schnell wächst und Mitte der 1890er Jahre bereits 400 000 Einwohner zählt. Von Ostern 1891 bis Ostern 1899 besucht der Junge die acht Klassen der III. Bürger-Schule in Leipzig und schließt sie mit der Note eins ab. Schon an Weihnachten 1898 wird sein Vertrag als Handlungslehrling bei der Firma J.G. Quandt & Mangelsdorf, einer traditionsreichen Leipziger Tabakfabrik, unterschrieben. Dort lernt er von Ostern 1899 bis Ostern 1902 die Grundzüge des Kaufmännischen. Ergänzend besucht er die Öffentliche Handelslehranstalt Leipzig.[9] Eventuell übernimmt ihn seine Ausbildungsfirma anschließend, denn erst 1905 geht er nach Berlin, wo er drei Jahre in einem Zigarren-Großhandel tätig ist. Danach zieht es ihn offenbar wieder nach Sachsen zurück. Am 2. Oktober 1908 schaltet er im „Dresdner Anzeiger“ ein Stellengesuch, allerdings ohne Erfolg. Er wiederholt das Ganze im November; auch hier beißt keine

7 Stadt Scheibenberg, Bergstadt Scheibenberg. Ein Stück Geschichte in Bildern, Horb am Neckar 1996, S. 11.

8 Geburtsurkunde Albert L., Privatarchiv Martin. Weitere Angaben zur Familie stammen aus Erich L., Familie L. 1885–2004, Teil 1 und 2, Dezember 2003/Juni 2004, Privatarchiv Martin.

9 Schulzeugnisse und Lehrlingsvertrag Albert L., Privatarchiv Martin.

Dresdner Firma an.[10] Letztlich landet er auf nicht bekanntem Weg bei Max Böhme in Scheibenberg im Erzgebirge. Das Leben in der sächsischen Provinz scheint ihm, der sein ganzes Leben in den Großstädten Leipzig und Berlin verbracht hat, zu schmecken. Hierher wird er auch nach seiner Demobilisierung 1919 zurückkehren.

Im Jahr 1910 taucht also das Fräulein Anna als neue Angestellte an Alberts Arbeitsplatz auf. Man kann sich vorstellen, dass die beiden während der Arbeitszeit respektvoll Abstand voneinander halten, sich höchstens mal Blicke zuwerfen. Ob sie sich dann beim Tanz im „Sächsischen Hof", beim öffentlichen Ball im „Schützenhaus", beim Sonntagsausflug auf den nahe gelegenen Scheibenberg oder dem alljährlichen großen Schulfest näher kommen, ist nicht bekannt. Ende Januar 1911 verloben sich Albert und Anni, wie meine Urgroßmutter damals genannt wird.[11] Damit beginnen die Vorbereitungen für die Hochzeit im Juni in Oberwiesenthal.

Der Kurort Oberwiesenthal lädt damals im Sommer zu Wanderungen auf den Keilberg und den Fichtelberg ein. Im Winter gilt die Gegend mit ihren 1 000 bis 1 200 Höhenmetern als schneesicher und glänzt mit Bob-Bahn, Eisbahn und Sprungschanze. Wohlwollend wird der Wintersportort deshalb auch das „sächsische St. Moritz" genannt.[12]

Albert und Anna haben Oberwiesenthal aber sicher nicht nur wegen des glamourösen Anstrichs und der schönen Lage für die Hochzeit ausgewählt, sondern aus ganz praktischen Gründen. Der Kurort liegt auf halber Strecke zwischen St. Joachimsthal und Scheibenberg, kommt also beiden Familien entgegen. Vor allem verläuft bei Oberwiesenthal die sächsisch-böhmische Grenze, die auch eine Religionsgrenze darstellt. In Böhmen gehören die Einwohner traditionell dem katholischen Glauben an, in Sachsen dem evangelisch-lutherischen. Diese alte Trennlinie spiegelt sich in der Familie wider. Die Rauschers sind katholisch, Alberts Familie lutherisch. Anna und Albert behalten bei der Hochzeit am 26. Juni 1911 ihre Konfessionen bei, was im Grenzgebiet durchaus vorkommt. Der Pfarrer der evangelischen Kirche in Oberwiesenthal traut die beiden in „gemischter Ehe" (wobei dies im Kirchenbuch dick unterstrichen ist). Bei der standesamtlichen Trauung wechselt Anna allerdings ihre Staatsbürgerschaft: Aus der Österreicherin wird eine Sächsin.

Die kleine Hochzeitsgesellschaft mit zehn erwachsenen Gästen und vier Kindern feiert im Hotel Stadt Karlsbad am Marktplatz. Das örtliche Fotoatelier Kaden fertigt das Hochzeitsfoto an. Die Familie wird dazu vor der hölzernen Terrasse, die auf den Marktplatz hinaus geht, drapiert. Die Hochzeitsfeier in kleinem Rahmen wirkt bescheiden, aber eindeutig bürgerlich: Hier heiraten nicht zwei Arbeiter- oder Bauernfamilien, sondern die langsam aufstrebende untere Mittelschicht des Kaiserreichs.

10 Stellengesuche, Privatarchiv Martin.
11 Verlobungsanzeige, Privatarchiv Martin.
12 Kreuzinger, Illustrierter Führer, S. 95–97.

Die Hochzeitsgesellschaft am 26. Juni 1911 vor dem Hotel „Stadt Karlsbad“ in Oberwiesenthal. Links neben der Braut ihre Mutter Rosa Rauscher, rechts neben dem Bräutigam Maria Rauscher. Vorne rechts Selma, dahinter ihr Mann Ernst L.. Neben ihm (von rechts): Elly E., Alfred L., Karl E., Anna L. (Ehefrau von Alfred). In der vorderen Reihe jeweils die beiden Töchter von Ernst und Selma sowie von Karl und Elly. Die restlichen Erwachsenen sind nicht identifiziert.

Scheibenberg, 1911–1918

Das junge Brautpaar bezieht seine erste gemeinsame Wohnung in Scheibenberg in Haus Nr. 52, der heutigen Gartenstraße 1. Albert hatte als Junggeselle direkt nebenan gewohnt, in Haus Nr. 51 an der Bahnhofstraße, neben dem kaiserlichen Postamt.[13]

Die beiden müssen sich in ihre neuen Rollen einfinden: Albert als Familienoberhaupt, Anna als Hausfrau – denn eine verheiratete bürgerliche Frau geht nicht mehr arbeiten. Im Herbst merkt Anna, dass ihre Monatsblutung ausbleibt. Schwanger! Alles scheint gut zu werden.

Am 27. Januar feiert Scheibenberg wie jedes Jahr (und wie alle Städte im Land) den Geburtstag des Kaisers Wilhelm II. Die Obererzgebirgische Zeitung beschreibt das so: „Scheibenberg. Kaisers Geburtstag wurde durch Weckruf und die drei üblichen Ehrensalven auf dem Marktplatze vom Königl. Sächsischen Militärverein ‚Kameradschaft' eingeleitet. Alle öffentlichen und viele Privatgebäude hatten Flaggenschmuck angelegt. Vormittags fand Schulaktus statt, wobei Herr Schuldirektor die Festrede übernommen hatte. Vertreter der Königl. und Kaiserl. Behörden, sowie der beiden Militärvereine beehrten die Festfeier mit ihrer Anwesenheit."[14]

Ähnlich darf man sich die Feierlichkeiten am 25. Mai vorstellen. Dann feiert der sächsische König Friedrich August III. seinen Geburtstag. Wieder wird in Scheibenberg geflaggt, donnern Ehrensalven, zeigt das Militär Präsenz. Das Königreich Sachsen ist zwar seit 1871 Bestandteil des Deutschen Reiches, konnte aber Teile seiner Eigenständigkeit behalten. So jubeln die Sachsen zwei Monarchen zu, gibt es kaiserliche und königliche Behörden. Heute mögen solche Geburtstagszeremonien befremdlich militaristisch wirken, damals gehörten sie zum Alltag.

Nicht nur im militärischen, auch im zivilen Leben der Deutschen spielen Hierarchien eine prägende Rolle. Erst im Alter von 27 Jahren erhält mein Urgroßvater Albert das Recht, den Stadtrat in Scheibenberg mitzuwählen. Mit der feierlichen Übergabe seiner Bürgerrechts-Urkunde am 15. November 1912 steigt der junge Korrespondent vom einfachen Gemeindemitglied zum Bürger auf. Dafür gelobt er, wie die Urkunde belegt, „die ihm als Bürger obliegenden Pflichten treu zu erfüllen, der Obrigkeit gehorsam zu sein und der Stadt Bestes nach Kräften zu fördern".[15] Dafür muss er eine ganze Reihe von Voraussetzungen erfüllen: Er hat das 25. Lebensjahr abgeschlossen, hat in den vergangenen zwei Jahren keine Armenunterstützung bezogen, entrichtet eine direkte Staatssteuer von drei Mark

13 Adreßbuch des obererzgebirgischen Industriebezirks / Kleine Ausgabe. Elterlein, Geyer, Jöhstadt, Oberwiesenthal, Scheibenberg, Schlettau, Unterwiesenthal, Wolkenstein, Weipert i. B. und 43 Landgemeinden, Annaberg 1910, S. 82.

14 Obererzgebirgische Zeitung vom 28.1.1911.

15 Urkunde Bürger-Recht der Stadt Scheibenberg, 15.11.1912, Privatarchiv Martin.

jährlich, war in den vergangenen zwei Jahren mit den Staatssteuern und Gemeindeabgaben nicht im Rückstand und wohnt seit mindestens zwei Jahren im Stadtgebiet.[16] Für Anna gelten diese Kriterien übrigens nicht. Als Frau ist sie grundsätzlich vom Bürgerrecht ausgeschlossen (dies wird erst 1919 die Verfassung der Weimarer Republik ändern).

Neben Alberts gesellschaftlichem Aufstieg feiert die junge Familie in diesem Jahr noch ein ganz anderes, großes Ereignis: Am 22. Mai, um 12 Uhr mittags, kommt in der Wohnung in Haus Nr. 52 die Tochter Lucie zur Welt. Die Scheibenberger Hebamme Marie Richter ist bei der Geburt dabei, vielleicht auch Annas Mutter Rosa. Albert meldet sein erstes Kind zwei Tage später beim Standesamt an. Der Stolz, die Liebe und auch der bescheidene Wohlstand der Familie spiegeln sich in der Geburtsmitteilung wider, die auf Büttenpapier gedruckt und verschickt wird: „Die glückliche Geburt ihrer kleinen Lucie beehren sich hiermit ergebenst anzuzeigen Albert L. und Anna, geb. Rauscher."[17]

Drei Wochen später, am 14. Juli, wird Lucie in einer Haustaufe evangelisch-lutherisch getauft. Als Patinnen sind im Scheibenberger Taufregister einerseits Alberts Mutter und die Frau seines ältesten Bruders Alfred eingetragen, andererseits Annas Mutter und deren Schwester Maria. Dass die beiden Letzteren dem römisch-katholischen Glauben angehören, wird vom Pastor zwar dick unterstrichen, aber offenbar billigend in Kauf genommen.

Die junge Familie lebt in bescheidenen Verhältnissen. Der Alltag in der Vorkriegszeit wird von den starren Strukturen des Kaiserreichs geprägt, gleichzeitig erfassen die Modernisierung der Gesellschaft und der technische Fortschritt auch die Provinz: Elektrizität löst Gas ab, Autos auf den Straßen sind längst keine Sensation mehr. In Scheibenberg werben die Zeitungsanzeigen der örtlichen „Obererzgebirgischen Zeitung" für vieles, was nach Vereinfachung des Lebens klingt. Der Buchholzer Friseur Karl Brückner preist seinen elektrischen „Lufttrocken-Apparat" im Geschäft an. Die Hausfrau wird durch „Maggis Gekörnte Brühe" („Zur Herstellung feinster Bouillon ist nur ein Auflösen in kochendem Wasser nötig") in der Küche entlastet. Junge Familien werden gezielt angesprochen: Der Kinderwagenhersteller Julius Tretbar im sächsischen Grimma kündigt seinen Jahreskatalog als „künstlerisch ausgeführtes Prachtbuch" an mit „hundert Neuheiten, deren ganze Hälfte in naturtreuen Farbentönen dem Mutterauge die Kinderwagenwahl erleichtert". Dr. Oetker preist sein Puddingpulver als „knochenbildendes Nahrungsmittel für Kinder". Und wer es sich leisten kann, genehmigt sich die alkoholfreie Brause „Sinalco". In der benachbarten Kreisstadt Annaberg wird im Juni 1912 ein „Riesen-Welt-Kinematographen-Theater" aufgebaut. Dieses zeigt während des großen Volksfests, der Kät, Stummfilme wie „Der Deutsch-Dänische Krieg 1864" oder – nur für Erwachsene – „Die Flucht der Sklavenhändler", Spieldauer zirka eine Stunde. Natürlich verfügt Annaberg bereits über ein Kino. An der Buchholzer Straße 37 präsentiert

16 Annaberger Wochenblatt. Amtsblatt für die königliche Amtshauptmannschaft Annaberg und die königlichen und städtischen Behörden zu Annaberg und Jöhstadt vom 6. 7. 1910.
17 Geburtsanzeige Lucie L., Privatarchiv Martin.

der Betreiber Paul Müller regelmäßig „phänomenale Sensationsprogramme“, unter anderem mit eigenen Filmaufnahmen von Feuerwehreinsätzen.[18]

Auch die Fotografie ist viel alltäglicher geworden. Vermutlich im Sommer 1913 entsteht ein Bild von Anna mit der etwa einjährigen Lucie, das mehr wie ein Schnappschuss wirkt: Auf dem Rasen, vielleicht hinter dem Wohnhaus, blickt das Töchterchen angestrengt in die Kamera, mit der linken Hand umklammert es ein Spielzeug. Neben ihr kniet Anna mit gelassenem Blick und freundlichem Lächeln. Die Haare trägt sie locker nach hinten frisiert, ihre inzwischen kräftigere Figur wird durch das dunkle Kleid geschickt kaschiert.

Ein Jahr später endet die fortschrittliche Idylle abrupt. Kurz nach Lucies zweitem Geburtstag, am 1. August 1914, erklärt Deutschland Russland den Krieg. Der Erste Weltkrieg bricht aus. Während in den Städten ein wahrer Kriegstaumel um sich greift und weite Teile des gebildeten Bürgertums sich ganz dem nationalen Rausch hingeben, herrscht auf dem Land vielerorts Entsetzen.[19] Auch in Scheibenberg reagieren die Menschen mit Angst und Sorge. In seiner

Anna mit ihrer Tochter Lucie im Jahr 1913

18 Obererzgebirgische Zeitung vom 10.11.1910, 28.1.1911, 16.6.1911, 11.6.1912.
19 Peter Zolling, Deutsche Geschichte von 1871 bis zur Gegenwart, München 2007, S. 84.

„Chronik der Bergstadt Scheibenberg“ schildert der Oberlehrer Adolf Pöttrich die Ereignisse so:

„1.8. Mobilmachungsbefehl 6.25 abend aufgenommen. Große Bestürzung. Die Rathausglocke läutet. Der Marktplatz ist überfüllt mit Menschen. Abends 8 Uhr Gottesdienst in der Kirche. Danach ertönen durch das Musikkorps auf dem Markte ‚Ein feste Burg‘ und vaterländische Lieder, eine Ansprache und Hochrufe auf Kaiser und Reich. So endet in der elften Abendstunde dieser entscheidungsvolle Tag.

2.8. Sonntag: 1. Mobilmachungstag. Das geplante Autofest, für das die Straße auf den Berg und vieles andere vorbereitet war, fällt aus, auch bald darauf das Turnfest und Schützenfest. Bis Kriegsende wird aller Tanz eingestellt, fast alle Musik ist verstummt. Die Einwohner sind viel auf den Straßen und Plätzen.

Gegen 10 Krieger fahren am Nachmittag in der 4. Stunde weg. Der Militärverein hält eine Versammlung ab und verabschiedet seine Kameraden. Wieder Abendgottesdienst, der dann jeden Donnerstag stattfindet. Am nächsten Tag gehen Mitglieder des Militärvereins mit geladenem Gewehr die Straßen ab, um Autos anzuhalten und zu kontrollieren. Beunruhigende Gerüchte über Fliegerangriffe, Spionage, Geldtransporte sind im Umlauf. Zwei Brautpaare lassen sich kriegstrauen. Der Eisenbahnfahrplan tritt Dienstag außer Kraft. Es werden 200 einberufen. Mittwoch ist in Annaberg große Pferdemusterung. Der Landsturm wird am dritten Kriegssonntag aufgerufen. Freiwillige melden sich zum Kriege. Die Preise der Lebensmittel steigen, z. B. kostet 1 Ei schon 13 [Pfennig] gegen 5 vor dem Kriege. Die Stadt beschäftigt in Notstandsarbeit 60, später 100 Leute. Gegen geringes Entgelt gibt eine errichtete Notküche Mittagessen ab.

Nach Wochen können die Posamentenfabriken ihre Arbeit erst wieder aufnehmen. Sie fertigen Säbeltroddeln. Die Blechwarenfabriken erhalten Kriegsaufträge, Schneider nähen Überzüge für Feldflaschen, Korbmacher stellen Geschoßkörbe für Granaten her.

Der erste Kriegsfreiwillige fällt am 30. Okt. in den schweren Kämpfen bei Ypern. Im November wird ein Abendgottesdienst für drei Gefallene abgehalten. Zu ihrem Gedächtnis schmückten die Angehörigen die Emporen der Kirche mit einem großen Kranze. Ihre Zahl wurde immer größer, daß am Ende des Krieges fast alles bedeckt war. Ein Lazarett mit 100 Betten wurde eingerichtet. Das Krankenhaus, die Turnhalle, das Kirchgemeindehaus lag bald voll Verwundeter. Der Jahrmarkt fiel aus. Weihnachten ohne festliche Beleuchtung.“[20]

Während die verwundeten Soldaten nach Scheibenberg gebracht werden, um zu genesen, stellt Anna wieder fest, dass ihre Monatsblutung ausbleibt. Inmitten von Verletzung und Tod, Angst und Bedrückung wird sie zum zweiten Mal schwanger. Vielleicht ein Moment von Hoffnung, vielleicht auch ein Moment von noch größerer Sorge: Was, wenn Albert als Soldat eingezogen wird?

Zunächst hat ihr Mann Glück: Die Metallwarenfabrik Max Böhme produziert für das Heer und hat zudem als größter Arbeitgeber im Ort etwas zu sagen.

20 Adolf Pöttrich, Chronik der Bergstadt Scheibenberg, verfasst 1941, hrsg. von der AG Heimatgeschichte, Scheibenberg 2003, S. 178.

Albert L. hat sich dort inzwischen zum Prokuristen hochgearbeitet und leistet in seiner Firma offenbar gute Arbeit. Deshalb wendet sich Julius Belger, Mitgesellschafter der Firma Max Böhme GmbH, am 8. April 1915 mit einem handschriftlichen Brief an den Bürgermeister.[21] Der Brief bezieht sich auf ein vorangegangenes Gespräch, in dem der Bürgermeister versicherte, er werde eine Eingabe von Firma Böhme an die Königlichen Amtshauptmannschaft in Annaberg (entspricht etwa einer heutigen Landkreisverwaltung) unterstützen. Darin bittet Belger, den Prokuristen L. vom Kriegsdienst zurückzustellen. Eine Aktennotiz auf dem Brief belegt, dass das Rathaus das Schreiben befürwortend nach Annaberg weiterleitete. Offenbar hat die Aktion Erfolg: Albert wird nicht eingezogen.

Deshalb ist er auch vor Ort, als seine Frau einen Monat später, am 5. Mai, um 11 Uhr morgens, mit dem zweiten Kind niederkommt. Leider gibt es diesmal schlechte Nachrichten. Der Junge wird tot geboren. Vier Tage später, am 9. Mai, wird er „in der Stille“ beerdigt.

Das Grab wird Anna in den nächsten Wochen öfter besucht haben. Die Familie lebt jetzt – vermutlich seit Alberts Beförderung zum Prokuristen – nicht mehr in der Gartenstraße, sondern hat sich in einer recht repräsentativen Wohnung eingemietet: am schmucken Marktplatz in Haus Nr. 90, über der alt eingesessenen Adler-Apotheke, direkt gegenüber dem Rathaus. Von dort sind es nur ein paar Schritte die Kirchgasse hoch zum Friedhof.

Fast ein Jahr nach Kriegsbeginn hat sich der Alltag in Scheibenberg stark verändert. Das Deutsche Kaiserreich war wirtschaftlich völlig unvorbereitet in den Krieg eingetreten. Man ging von einem kurzen, höchstens einjährigen Feldzug aus.[22] Doch nach wenigen Monaten zeigt sich, dass die Lebensmittelversorgung für die Zivilbevölkerung nicht ausreichen wird. Durch falsche Wirtschaftsentscheidungen der Verwaltung und die Hungerblockade der Kriegsgegner, der Entente, werden schon im ersten Winter Brot und Mehl knapp. Im Januar 1915 werden Brotkarten eingeführt, im Oktober 1915 Kartoffeln, Milch, Zucker und Fett rationiert. Der Chronist Pöttrich schilderte weitere Scheibenberger Details: „Sammlung von Wollsachen und Altmetall. Das Leder wird knapp. Im November Dienstag fleischloser Tag, dann auch Freitag. Die Zwangsbewirtschaftung wird durchgeführt. Die Jahrmärkte werden wieder abgehalten, es gibt jedoch wenig zu kaufen.“[23] Die Scheibenberger Volksküche, die kurz nach Kriegsbeginn eingeführt wurde, kommt inzwischen auf 600 tägliche Abnehmer – ein Fünftel der Einwohner.[24]

Selbst wenn es der Familie durch Alberts Stelle finanziell wahrscheinlich gut geht, erfasst die Kriegswirtschaft Annas Alltag. Der Druck auf die Hausfrauen wächst, „an der Heimatfront“ sparsam zu wirtschaften. So hält der Scheibenberger Schuldirektor Reinhardt im März 1915 einen öffentlichen Vortrag über „Volksernährung im Kriege“. Die „Obererzgebirgische Zeitung“ gibt den Abend

21 Akten des Stadtgemeinderates zu Scheibenberg, Allgem. den Feldzug 1914/15 betreffende Angelegenheiten, Abt. 5, Nr. 40, Bd. III, Stadtarchiv Scheibenberg.
22 Heinz Faulstich, Hungersterben in der Psychiatrie 1914–1949. Mit einer Topographie der NS-Psychiatrie, Freiburg 1998, S. 25.
23 Pöttrich, Chronik, S. 180.
24 Stadt Scheibenberg, Bergstadt Scheibenberg, S. 12.

wieder: „Betreffs der Ernährung verlangt der Krieg im wesentlichen, was Ärzte und Hygiene schon lange gefordert haben. Die meisten Menschen müssen mäßig leben, und zwar soll nicht nur mit Brot, Fett und Butter sehr sparsam umgegangen, sondern auch der Fleischgenuß sehr eingeschränkt werden. Es ist sehr zu wünschen, daß nicht mittags und abends Fleischnahrung auf den Tisch kommt, dafür soll mehr Milch, Käse, Zucker in Marmeladen und süßen Speisen und Gemüse genossen werden [...] Weiter verlangt der Krieg von den Frauen größte Sparsamkeit in der Küche [...] Wenn, wie bisher, fast ein Zehntel des Bedarfs vergeudet wird, z. B. beim Schälen der Kartoffeln, beim Spülen des Fettes vom Koch- und Eßgeschirr, beim Wegschütten der Kloßbrühe, so ergibt das im ganzen Volk ungeheure Verluste, die wir jetzt auf keinen Fall vertragen können [...] Endlich ist es im Haushalt von großer Wichtigkeit höchst sparsam mit Dingen umzugehen, die aus menschlichen Nahrungsmitteln erzeugt werden, mit der Stärke (keine gestärkten Vorhemdchen und Unterröcke mehr), mit Seife und Lichtern, mit Spiritus. Bei dem großen Hafer- und Gerstenmangel ist auch alle Sparsamkeit beim Bier vor allen nötig."

Daneben werden den Scheibenbergern täglich die grausamen Folgen des Krieges vor Augen geführt. Im Krankenhaus und der zum Lazarett umfunktionierten Turnhalle treffen weiterhin verkrüppelte, verwundete Soldaten ein. Trauriger Höhepunkt: Am 17. August besucht Prinz Johann Georg, der Bruder des sächsischen Königs Friedrich August III., mit seiner Gemahlin das Lazarett.[25]

Trotzdem hat die Familie in dem Jahr noch einmal Glück. Am 18. November 1915 schreibt Julius Belger erneut an die Stadt und teilt mit, dass man bei der Königlichen Amtshauptmannschaft in Annaberg ein Gesuch um Zurückstellung eines Lackierermeisters, eines Werkzeugschlossers sowie des Prokuristen L. eingereicht habe. Er hoffe, dass der Stadtgemeinderat im Interesse der hiesigen Bevölkerung sich der Sache annehme und die Eingabe in Annaberg unterstütze. In dem Brief an die Annaberger Amtsstelle schildert Belger, dass der Prokurist schon seit fast einem Jahr das Geschäft führe, seit ein Herr Müller (offenbar der Geschäftsführer) sich beim Heeresdienst befinde. Eine Ersatzkraft sei nicht zu bekommen. Falls Herr L. zum Landsturm einberufen würde, müsse der Betrieb geschlossen werden. Dies wiederum schade dem ganzen Ort und das könne nicht im Sinne der Regierung liegen.[26]

Der massive Auftritt der Firma Böhme zeigt Erfolg. Albert bleibt weiterhin vom Kriegsdienst verschont. Und das in einer Zeit, in der man immer weniger junge Männer auf den Straßen sieht und immer mehr Frauen auf den Feldern und in den Fabriken. Auch Julius Belger beschreibt das in seinem Brief: „Wir beschäftigen zur Zeit wegen des großen Mangels an Arbeitskräften schon sehr viele weibliche und müssen dies immer weiter ausdehnen."

Im Frühjahr 1916 verschlechtert sich die Lage in Scheibenberg weiter. Adolf Pöttrich schildert es so: „Am Sonnabend vor Palmsonntag wurden Fleischmar-

25 Ebenda.
26 Akten des Stadtgemeinderates zu Scheibenberg, Allgem. den Feldzug 1914/15 betreffende Angelegenheiten, Abt. 5, Nr. 40, Bd. IV, Stadtarchiv Scheibenberg.

ken ausgegeben. Kohlen gibt es ebenfalls nur auf Karten. Einführung der Sommerzeit durch Vorstellen aller Uhren um eine Stunde am 1. Mai. Die Schulkinder beteiligen sich an der 4. Kriegsanleihe und bringen 5 000 M. auf. Die Kartoffelernte ist schlecht, Kohlrüben bilden den Ersatz. Kinder sammeln Pflanzenkerne, Tee und Früchte."[27] Die Hungerblockade der Kriegsgegner hat ihre volle Wirkung erreicht. Zur Lebensmittelknappheit kommt eine enorme Preissteigerung. Während eine fünfköpfige Familie im Jahr 1914 noch 25 Mark monatlich für den Einkauf ihrer Lebensmittel benötigte, muss sie im April 1916 bereits 51 Reichsmark aufwenden.[28]

All das wird Albert bewusst gewesen sein, als er im Sommer 1916 doch zum Kriegsdienst eingezogen wird. Er kommt nach Belgien an die Front. Offenbar kann die Firma Böhme ihren Prokuristen letztlich nicht mehr vor dem Militärdienst bewahren. Vielleicht ist auch etwas dran an der Familienanekdote, dass Albert 1916 den Arbeitgeber wechselte und die Firma Böhme sich deshalb aus Rache für seine Einberufung starkmacht.

Spätestens zu diesem Zeitpunkt kommt nun Annas Mutter Rosa in den Scheibenberger Haushalt. Ob das junge Paar sie vielleicht sogar von Anfang an zu sich geholt hatte oder seit Lucies Geburt, lässt sich nicht mehr rekonstruieren. Fest steht, dass der Zwei-Frauen-Haushalt versucht, die Kriegszeit mit Mann an der Front und vierjähriger Tochter zu Hause zu bewerkstelligen. Zunächst leben Anna und ihre Mutter von der staatlichen Unterstützung für die Familien von Frontsoldaten, die aber besonders angesichts der Teuerungsrate nicht ausreicht. Glücklicherweise können sie ergänzend auf Alberts Ersparnisse zurückgreifen.

Der Winter 1916/17 geht als „Steckrübenwinter" in die Geschichte ein. Der Herbst 1916 bringt zwar eine gute Futterernte, aber nur mittlere Mengen an Getreide und fast keine Kartoffeln. Statt Kartoffeln gibt es in diesem extrem kalten und lange anhaltenden Winter vor allem Steckrüben zu essen.[29] Im Durchschnitt ziehen die Menschen nur noch 1 000 Kalorien aus der Nahrung, weit unter den als normal angesehenen 2 800 Kalorien. Vor allem Jugendliche und alte Menschen sterben, wenn nicht direkt den Hungertod, so doch an den Folgen wie Infektanfälligkeit oder Magen-Darm-Störungen. Man geht davon aus, dass in dem Jahr etwa 420 000 Zivilisten im Deutschen Reich dem Hunger zum Opfer fallen.

Wie Anna den Steckrübenwinter übersteht, ist nicht überliefert. Da aber sowohl sie als auch ihre Tochter Lucie in verschiedenen Briefen zwei Jahre später als „stark" oder „rund" beschrieben werden, kann man davon ausgehen, dass Alberts Ersparnisse reichen, um ausreichend Nahrung zu besorgen. Die Scheibenberger Verhältnisse skizziert der Chronist Pöttrich mit wenigen Worten: „Im strengen Winter 16/17 waren Kälteferien, da die Feuerung fehlte. Viele Leute halten sich Kleinvieh und werden nicht satt. Rübenschnitzel und Dörrgemüse bilden die Hauptnahrung."[30]

27 Pöttrich, Chronik, S. 180.
28 Faulstich, Hungersterben, S. 29.
29 Ebenda, S. 30–31.
30 Pöttrich, Chronik, S. 181.

Anna mit ihrer Tochter Lucie, aufgenommen im Jahr 1917

Die Lebensbedingungen im folgenden Jahr bleiben laut Pöttrich in Scheibenberg hart: „Die Menschen stehen Schlangen an den Läden und müssen geduldig warten, bis sie dran sind und ihre kleine Menge erhalten. Es gibt Milch-, Zucker-, Eier-, Kartoffel-, Seifenkarten, fast nichts ist ohne Marken zu haben. Vieles ist Kriegsware und nur Ersatz. Auch für die Kleidung sind Bezugsscheine nötig […] Die Schule sammelt das Laub von den Bäumen und Sträuchern zum Trocknen. Fuderweise geht das Laubheu als Pferdefutter an die Sammelstelle nach Annaberg. Getrocknete Brennesseln dienen als Rinderfutter.“[31] Obwohl im Haushalt der Familie weiter nicht gehungert werden muss, schrumpft doch langsam das finanzielle Polster, das Albert hinterlassen hat. Das Geld reicht allerdings noch für einen Besuch im Fotoatelier. Eine in diesem Jahr entstandene Fotografie zeigt Anna mit ihrer fünfjährigen Tochter Lucie. Beide tragen weiße Blusen und

31 Ebenda, S. 180–181.

dezente Ketten, Lucie zudem eine modische Schleife im Haar. Trotz der sorgfältigen Kleidung schwingt eine traurige und sehnsuchtsvolle Stimmung in diesem Bild mit. Vielleicht geschieht dies absichtlich, denn vermutlich schickt meine Urgroßmutter das Foto als so genannte Liebesgabe an ihren Mann ins Feld. Es ist die letzte erhaltene Aufnahme vor Annas Einweisung in eine psychiatrische Einrichtung.

Im Frühherbst sind Alberts Ersparnisse aufgebraucht, Anna muss selbst Geld verdienen. Vielleicht kommt sie bei ihrem alten Arbeitgeber, der Firma Max Böhme, unter. Auf jeden Fall arbeitet sie ein Vierteljahr, bis Weihnachten.

Was Weihnachten 1917 passiert, ist unklar. Vermutlich tritt bei Anna das ein, was in der Psychiatrie und Psychologie heute als „akute Psychose" bezeichnet wird. Diese sieht bei jedem Menschen anders aus, deshalb lässt sich auch nicht sagen, wie sie sich bei Anna geäußert hat. Wenn man sich ihre späteren Symptome ansieht, kann man davon ausgehen, dass sie sehr erregt oder angespannt wird, Stimmen hört und Wahnerlebnisse hat. Vielleicht beginnt sie laut zu schimpfen und den Stimmen, die sie hört, zu antworten. Vielleicht leidet sie auch unter Konzentrationsstörungen oder kann inneres Erleben und die äußere Welt nicht mehr zusammen bringen. Gleichzeitig kann sich die akute Psychose durch ein Gefühl der inneren Leere äußern, durch Antriebslosigkeit oder Niedergeschlagenheit. All das trifft nicht aus heiterem Himmel ein, sondern hat sich seit Tagen, vielleicht seit mehreren Jahren schleichend verschlimmert.[32]

Jetzt, an Weihnachten 1917, ist der Punkt erreicht, an dem sich das „leise Leiden" in ein „lautes Leiden" wandelt. Anna verhält sich so auffällig, vielleicht auch gefährlich für sich selbst oder andere, dass die Behörden einschreiten. Wie es später heißt, wird Anna „auf polizeiliche Anordnung" in die psychiatrische Anstalt gebracht, ein damals übliches Verfahren. Formal kümmert sich der Bürgermeister der Stadt Scheibenberg, Karl Max Franke, um die Angelegenheit. Am 26. Dezember erhält Albert in Belgien einen Fernspruch aus Leipzig: „Frau schwer krank, sofortige Einlieferung Landesirrenanstalt Zschadraß nötig. Bürgermeister Scheibenberg."[33] Der Soldat wird daraufhin beurlaubt und bricht nach Scheibenberg auf. Wer Anna in Scheibenberg in dieser kritischen Phase betreut, ob es im städtischen Krankenhaus oder im Lazarett einen Arzt oder eine Schwester gibt, die erkennen, was passiert, ob Anna Beruhigungsmittel bekommt, ob sie zu Hause oder im Krankenhaus untergebracht wird, ist unbekannt. Für ihre Mutter Rosa und ihre Tochter Lucie ist dies sicherlich eine besonders schwierige Zeit. Vermutlich sind sie völlig überfordert mit Annas unerklärlichen „Anfällen". Vielleicht sind sie ein wenig erleichtert, dass Anna endlich behandelt wird. Gleichzeitig müssen sie hilflos zusehen, wie die Obrigkeit in das Familienleben eingreift.

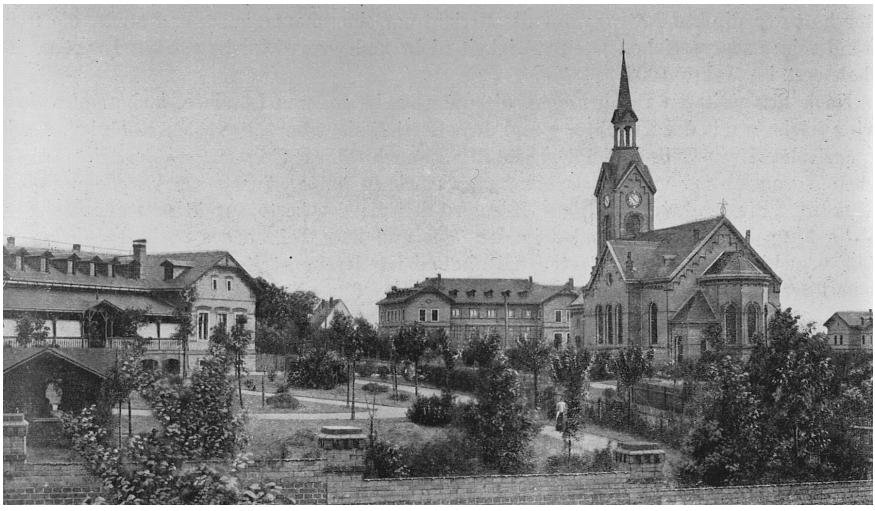
32 Für allgemeine Beschreibungen zu Schizophrenie orientiere ich mich an Josef Bäuml, Psychosen aus dem schizophrenen Formenkreis, Heidelberg 2008, sowie den Broschüren der Früherkennungszentren der Universitätskliniken Köln und Bonn.

33 Telegramm vom 26.12.1917, Abschrift (vermutlich durch Albert L.), Privatarchiv Martin.

Zschadraß, 1918–1921

Am 5. Januar 1918, einem Samstag, bringt Albert seine Frau in die Heil- und Pflegeanstalt in Zschadraß, 90 Kilometer nördlich von Scheibenberg. Vielleicht hat Anna Beruhigungsmittel bekommen, vielleicht begleitet eine weitere Person die beiden auf dieser Fahrt, die sie vermutlich mit dem Zug zurücklegen.

Für Albert ist dieser Tag, an dem er seine Frau in die „Irrenanstalt" bringt, sicher einer der schwierigsten Schritte seines Lebens. Wie viele andere Angehörige mag er mit widerstreitenden Gefühlen kämpfen: Mit der Scham, dass „so etwas" in seiner Familie vorkommt; mit der Schuld, dass er seine Frau nicht retten kann; mit dem Schock, dass sie so verändert ist; mit Verzweiflung, Trauer und Zukunftssorgen; mit Einsamkeit, weil er darüber mit niemandem wirklich sprechen kann; mit Erleichterung, weil er die Verantwortung für diese veränderte Anna bald abgeben wird; mit der Hoffnung, dass ihr dort geholfen wird.



Ansicht der Heil- und Pflegeanstalt Zschadraß um 1910. Links die Wachabteilung für Frauen der unteren Verpflegungsklasse, neben der Kirche das Festsaal-Gebäude

Bei der Ankunft in der Heil- und Pflegeanstalt geht es zuerst zur Patientenaufnahme – Papiere unterschreiben, Krankenversicherung abklären – und schließlich mit den Koffern zur „Dienststückverwaltung". Diese quittiert am 5. Januar 1918 das „Sachenverzeichnis für die Kranke Anna Maria L. aus Scheibenberg: 10 Hemden, 13 Paar bw. [baumwollene] Strümpfe, 2 Paar woll. Strümpfe, 7 Taschentücher, 1 Hut, 2 Kopfschals, 2 Halstücher, 2 Paar Handschuhe, 1 Paar Muffchen, 1 Barchentjacke, 7 Nachtjacken, 4 Unterjäckchen, 5 Blusen, 1 Mantel (Loden), 1 woll. Weste, 1 Kleid, 3 Zeugröcke, 8 Unterwäsche,

1 Morgenrock, 3 lein. Schürzen, 2 Zeugschürzen, 4 Laibchen, 10 Paar Hosen, 1 Paar Lederstiefeletten, 1 Paar Gamaschen, 1 Paar Tuchschuhe, 1 Paar Filzschuhe (hohe), 1 Muff (Stoff), 1 Handtäschchen, 1 Häubchen, 1 Trauring, 1 Paar Ohrringe". Die Koffer sind sehr großzügig gepackt – eher für eine Reise mit ausgedehntem Kuraufenthalt als für eine Einweisung in eine psychiatrische Anstalt. Anna soll es gut gehen, man weiß ja nicht, wie lange sie dort bleiben muss. Bei der Abreise aus Scheibenberg liegt Schnee, doch vielleicht muss sie bis zum Frühjahr bleiben. Dann braucht sie genug Sachen zum Wechseln und auch ein paar leichtere Kleidungsstücke.

Als Albert das Gebäude verlässt, hat er nichts mehr bei sich außer dem linierten DIN A4-Blatt mit der „Sachenliste". Er faltet es zweimal und steckt es ein. Zu Hause wird er es in einen grauen „Stolzenberger Schnellhefter" als erstes, ganz zu unterst, ablegen. Auf dieses Blatt wird er nach und nach seine Korrespondenz zu Annas Krankheit abheften. Er hofft, wie die ganze Familie, dass dies eine vorübergehende Episode sein wird. Dass der Ordner bis 1936 mehrere Hundert Seiten Papier aufnehmen wird, ahnt er nicht.

Albert löst den Haushalt in Scheibenberg vorübergehend auf. Seine fünfjährige Tochter Lucie bringt er bei seinem Bruder Ernst und dessen Frau Selma unter. Die beiden wohnen mit ihren Töchtern im Osten Leipzigs. Die beiden Cousinen sind fünf, sechs Jahre älter als Lucie. Ernst hatte 1916 im Krieg den rechten Zeigefinger verloren und war deshalb aus dem Militärdienst entlassen worden. Seitdem arbeitet er nicht mehr als Bäcker, sondern bei der Bahnpost. Er fährt vor allem auf der Strecke Leipzig-Hof und kann dadurch für seine Familie bei den bayerischen Bauern öfter Lebensmittel besorgen. Die sind bitter nötig, denn Großstädte wie Leipzig leiden schon seit Ende 1915 massiv unter der schlechten Nahrungsversorgung. Immer wieder kommt es zu Protesten und Plünderungen von Lebensmittelgeschäften.[34] Anfang 1918, als Lucie zur Familie stößt, hat sich die Lage in der sächsischen Metropole weiter verschlechtert.

Wohl deshalb bringt Albert seine Schwiegermutter nicht auch noch bei Ernst unter, sondern bei seiner Schwester Martha. Als Schneidermeisterin betreibt sie ein Atelier im Süden der Stadt. Sie ist frisch geschieden vom Schuhmachermeister Richard G., den sie 1899 geheiratet hatte. Die beiden Kinder aus der Ehe, die 17-jährige Doris und der 15-jährige Albert, leben bei ihr.

Mein Urgroßvater Albert kehrt vermutlich schon wenige Tage später in den Krieg zurück. Mit Rücksicht auf seine kranke Frau muss er allerdings nicht mehr an die Front, sondern wird ins belgische Gent versetzt, als Schreiber im Generalkommando des XIX. Armeekorps. Der Erste Weltkrieg, auf dessen Ende inzwischen die meisten hoffen, wird sich allerdings noch fast ein Jahr hinziehen. Erst am 11. November wird in Compiègne der Waffenstillstandsvertrag zwischen der Entente und dem Deutschen Reich unterzeichnet.

In diesem letzten Kriegsjahr in einer psychiatrischen Anstalt untergebracht zu sein, bedeutet für die Patientin Anna, dass sie denkbar schlecht versorgt wird.

34 Rainer Karlsch/Michael Schäfer, Wirtschaftsgeschichte Sachsens im Industriezeitalter, Leipzig 2006, S. 143.

Dabei war Zschadraß vor dem Krieg eine der modernen, reformorientierten Einrichtungen in Sachsen. 1894 als „Koloniale Heil- und Pflegeanstalt“ gegründet, gehörte die therapeutische Beschäftigung von Kranken in der Landwirtschaft (darauf bezieht sich der Ausdruck „Kolonie“) von Anfang an zum Konzept der Anstalt.[35] Das Neue spiegelt sich auch in der Architektur wider. Statt die Kranken in einem gefängnisartigen Bau wegzusperren, sind die Patienten in zweistöckigen Backsteingebäuden, so genannten Pavillons, untergebracht. Die Häuser liegen großzügig über das parkähnliche Gelände verstreut. Zu der Anlage gehören auch eine Kirche, ein Festsaal, ein Maschinenhaus, Werkstätten und Personalwohnungen. Das Gelände ist für jedermann frei zugänglich (nach dem „Offen-Tür-System“ des Psychiaters Albrecht Paetz). Lediglich zwei nördlich am Rande der Einrichtung gelegene Gebäude für unruhige Kranke sind von Mauern umgeben. Bis zu 1 000 Patienten können in der gesamten Anstalt aufgenommen werden.

Zu der offenen Gestaltung der Anlage passt auch das Behandlungskonzept: Möglichst wenig Zwangsmaßnahmen wie Zwangsjacke und Isolierzimmer, dafür neue Therapiemodelle, mit denen man versucht, erregte Patienten sanft zu beruhigen. Von den Dauerbädern, bei denen die Kranken stundenlang in warmem Wasser liegen, erhofft man sich den meisten therapeutischen Nutzen. Auch die Bettbehandlung, bei der Patienten im Bett liegen bleiben, wird verstärkt eingesetzt.[36]

Ergänzt werden diese Modelle mit der Arbeits- und Beschäftigungstherapie, die es Kranken ermöglicht, in der Anstalt zu arbeiten. Alle dazu fähigen Patienten sollen gezielt beschäftigt werden, um, so die Theorie, die gesunden Anteile des Denkens und Handelns zu fördern. Männer wie Frauen werden dabei in der anstaltseigenen Landwirtschaft eingesetzt, Frauen zudem in Nähstuben, Wäscherei und Küche, die Männer in den Werkstätten wie Schneiderei und Tischlerei.[37] Das darf man sich, bei allem Fortschritt, nicht wie eine heutige, speziell auf den Patienten abgestimmte Therapie vorstellen. Vielmehr werden die Patienten als Arbeitskräfte in diesem großen Wirtschaftsbetrieb eingesetzt. Ihre Tätigkeit richtet sich nach ihrer Leistungsfähigkeit. Die Anstalt spart durch die Arbeit der Kranken erhebliche Summen ein.[38]

Medikamente werden zwar auch verabreicht, aber noch nicht zur Therapie. Bei den gängigen Arzneien handelt es sich vor allem um Schlaf- und Beruhigungsmittel, die die Erregung dämpfen, Krämpfe lösen und zu Schlaf verhelfen sollen.[39]

35 Ariane Hölzer, Die Behandlung psychisch Kranker und geistig Behinderter in der Landes-Heil- und Pflegeanstalt Zschadraß während der nationalsozialistischen Diktatur, Diss. Univ. Leipzig 2000, S. 21.
36 Ebenda, S. 23.
37 Ebenda, S. 26.
38 Frank Igor Weimann, Die Auswirkungen des ersten Weltkrieges auf die psychiatrische Betreuung in den sächsischen Landes-Heil- und Pflegeanstalten in der Zeit von 1914 bis zum Beginn der zwanziger Jahre, Diss. Univ. Leipzig, 1993, S. 38.
39 Hölzer, Behandlung, S. 24.

Von ihren modernen Ansätzen hat sich die Anstalt Zschadraß im vierten Kriegsjahr, Anfang 1918, ziemlich weit entfernt. Zwar wird in diesem Jahr mit Hermann Brackmann ein Reformer Anstaltsdirektor,[40] doch seine Handlungsmöglichkeiten sind äußerst begrenzt. Zschadraß ist wie jede Anstalt im Deutschen Reich auf Kriegswirtschaft umgestellt. Seit Kriegsbeginn wurden in Sachsen mehr als die Hälfte der Psychiater und die Mehrheit der Pfleger aus den Landesanstalten zum Militärdienst eingezogen. Qualifizierte Schwestern wurden in Lazarette abgeordnet. Die Lücken in der Pflege sind notdürftig mit unqualifiziertem Personal, so genannten Wärterinnen, geschlossen. Die verbleibenden Ärzte sind für deutlich mehr Patienten zuständig als zuvor, durchschnittlich etwa für 150.[41]

Bedrohlicher noch wirkt sich die miserable Versorgung mit Lebensmitteln aus, die schon der Zivilbevölkerung stark zusetzt. Innerhalb der Anstaltsmauern, wo sich niemand auf dem Schwarzmarkt oder bei den Bauern zusätzliche Nahrung beschaffen kann, gehört starker Hunger zum Alltag. Im Jahresbericht des sächsischen Landesgesundheitsamtes heißt es: „Die Geisteskranken litten durch die Rationierung der Lebensmittel außerordentlich [...] Marmeladen von Gemüse, Rüben usw. als Ersatz von Butter und Fett begünstigten die Entstehung von Darmkatarrhen. Da man nun notgedrungen arbeitenden Kranken etwas mehr Butter und Brot geben mußte als den Siechen und Untätigen, so starben von letzteren verhältnismäßig mehr. Bedauerlicherweise fehlte zur Behandlung der Verdauungsstörungen oft die Beikost."[42] In der sächsischen Heil- und Pflegeanstalt Leipzig-Dösen, in der die Patienten während des Krieges regelmäßig gewogen werden, stellt der dortige Oberarzt Dr. Liebers einen durchschnittlichen Gewichtsverlust von 14,38 Kilogramm fest. Ende 1918 wiegen die dort untergebrachten Frauen und Männer im Mittel nur noch 42,78 Kilogramm.[43] Für Zschadraß darf man ähnliche Werte annehmen. Die Unterernährung verändert das Verhalten vieler psychisch Kranker und dadurch ihre Behandlung. Hunger führt zunächst zu stärkerer Unruhe und Erregung der Patienten; es werden mehr beruhigende Medikamente verabreicht. Später, in einem Stadium der Entkräftung, werden viele Kranke apathisch. Eine zeitgenössische Beschreibung schildert die „unheimliche Ruhe in unruhigen Krankenabteilungen".[44]

Da Brennmaterial fehlt, werden zudem Patienten in wenige Gebäude zusammengelegt. Der Jahresbericht des Landesgesundheitsamtes notiert nüchtern: „Die Zusammenziehung diente zur Ersparung von Personal, Heizung und Beleuchtung, brachte aber natürlich in hygienischer wie psychiatrischer Hinsicht mancherlei Nachteile [...]" Die hygienischen Bedingungen sind miserabel: „Die Wäsche litt sehr, da ordentliche Seife fehlte, und minderwertige Seifenpul-

40 Ebenda, S. 25.
41 Weimann, Auswirkungen, S. 40–42.
42 Landes-Gesundheitsamt Sachsen (Hrsg.), Die Anstalten für Geisteskranke und Epileptische, in: Ders., Dritter Jahresbericht des Landes-Gesundheitsamtes über das Gesundheitswesen im Freistaat Sachsen auf die Jahre 1914–1918, Dresden 1921, S. 242.
43 M. Liebers, Welchen Einfluß hatte die Kriegsernährung auf die Angehörigen der Heilanstalt Dösen? in: Psychiatrisch-Neurologische Wochenschrift 22 (1920/21), S. 23.
44 Faulstich, Hungersterben, S. 48.

ver verwendet werden mußten, welche die Schmutzflecken nicht entfernten. Da die Kranken nicht wie früher oft gebadet und gründlich gereinigt werden konnten, wurde die Bettwäsche wesentlich schmutziger, schneller verbraucht und lohnte zuweilen den Aufwand für die Ausbesserung nicht mehr [...] Ebenso war die Nachbeschaffung in Abgang gekommener wollener Lagerdecken nicht möglich, was infolge schwerer Winter und mangelhafter Heizung als sehr unangenehm empfunden wurde. In Zschadraß stockte der Wäschereibetrieb wegen Kohlenmangel, an manchen Tagen konnte hier nur stundenweise gewaschen werden. Frische Wäsche konnte überall viel seltener ausgegeben werden als früher."[45]

In der Folge sterben zahlreiche Patienten direkt an Hunger (dem sogenannten Kriegsödem) oder an erhöhter Infektanfälligkeit – am häufigsten an der Ruhr, einer bakteriellen Darminfektion, und der Tuberkulose, einer bakteriellen Infektionskrankheit der Lunge. Die Sterberate in den staatlichen Heil- und Pflegeanstalten Sachsens, so rechnet der sächsische Psychiater Georg Ilberg wenige Jahre später aus, liegt im Jahr 1917 bei 30,4 Prozent, das heißt nahezu jeder dritte Patient stirbt in diesem Jahr. 1918, als Anna eingeliefert wird, liegt die Rate immer noch bei 26 Prozent, es trifft also jeden Vierten. 1919 sinkt die Sterberate langsam auf 16 Prozent, 1920 auf 8,8 Prozent. Den Vorkriegsdurchschnitt von 6,3 Prozent erreichen die Anstalten erst danach wieder.[46]

Als meine Urgroßmutter nach Zschadraß kommt, stehen wegen der hohe Sterberate Räume und vielleicht schon ganze Gebäude leer. Von den Standardtherapien der Vorkriegszeit kann ihr nur noch wenig angeboten werden. „Dauerbäder konnten fast nirgends mehr gegeben werden", hält der sächsische Jahresbericht fest. „Oft mußte sogar der Gartengang eingeschränkt werden."[47] Statt dessen werden mehr Beruhigungsmittel verabreicht.

Einer der verbliebenen Psychiater nimmt das Krankheitsbild von Anna auf. Als Diagnose stellt der Arzt entweder die „einfache Seelenstörung" fest, ein Sammelbegriff für mehrere psychische Erkrankungen, oder „Dementia praecox" (frühzeitige Demenz), die Vorläufer-Diagnose der Schizophrenie. „Schizophrenie" als Krankheitsbezeichnung wird in Zschadraß dagegen noch nicht verwendet.[48] Der Begriff ist noch ganz neu, 1911 hatte ihn der Schweizer Psychiater Eugen Bleuler geprägt. Wörtlich übersetzt bedeutet Schizophrenie „gespaltenes Bewusstsein" (nicht: gespaltene Persönlichkeit) und man meint damit bis heute eine Störung der Persönlichkeit, die zeitweise zu einer Zerrissenheit im Denken, Fühlen, Wollen und Handeln führt. Beeinträchtigtes und unbeeinträchtigtes Empfinden und Handeln können nebeneinander bestehen. Die Krankheit betrifft meist nicht alle Lebensbereiche.

45 Landes-Gesundheitsamt Sachsen, 1914–1918, S. 243.
46 Georg Ilberg, Die Sterblichkeit der Geisteskranken in den sächsischen Anstalten während des Krieges, in: Allgemeine Zeitschrift für Psychiatrie 78 (1922), S. 59.
47 Landes-Gesundheitsamt Sachsen, 1914–1918, S. 244.
48 Landes-Gesundheitsamt Sachsen (Hrsg.), Anstalten für Geisteskranke und Epileptische, in: Ders., Vierter Jahresbericht des Landes-Gesundheitsamtes über das Gesundheitswesen im Freistaat Sachsen auf die Jahre 1919–1922, Dresden 1926, S. 184–185.

So weit sich dies heute zurück verfolgen lässt, leidet über die Hälfte der damaligen Anstalts-Insassen an einer Form von Schizophrenie. Doch das Erforschen der seelischen Krankheiten steckt noch in den Kinderschuhen, es existieren keine wirklichen Heilmethoden. So kommen beispielsweise Neuroleptika, mit denen heute akute psychotische Phasen überwunden werden können, erst in den 1950er Jahren auf den Markt.[49]

Deshalb hoffen die Ärzte bei Anna – wie bei jedem neuen Fall – auf ihre Selbstheilung. Aus Erfahrung wissen sie: Etwa ein Drittel der „Dementia praecox"-Patienten erholt sich nach der akuten Phase völlig, wird innerhalb eines halben bis ganzen Jahres quasi von selbst gesund und kann als geheilt entlassen werden. Die restlichen Fälle sind für die Psychiater unheilbar und werden als chronische Patienten voraussichtlich bis zu ihrem Lebensende in der Anstalt bleiben.

Annas Zustand verbessert sich in den ersten Monaten in Zschadraß kaum. Von Ende Mai 1918, viereinhalb Monate nach der Einweisung, stammt der erste Bericht der Anstalt an den Soldaten Albert in Gent: „Der Geisteszustand ihrer Gattin ist noch sehr wechselnd. Sie ist noch öfters traumhaft benommen und wird von Gehörstäuschungen belästigt. Immerhin besteht noch Aussicht auf einstige Besserung."[50] Anna hört also, was für eine Schizophrenie sehr typisch ist, immer wieder Stimmen („Gehörstäuschungen"). Natürlich hoffen die Psychiater zu dem Zeitpunkt noch auf eine Selbstheilung.

Außerdem reagiert Albert nach einem Besuch seines Bruders Ernst in Zschadraß alarmiert: Seine Frau ist stark abgemagert. Er stellt deshalb den Antrag, aus eigener Tasche den Satz der Krankenkasse aufzustocken, damit Anna von der unteren in die obere Verpflegungsklasse versetzt werden kann. Die Anstalt lehnt dies in dem Schreiben vom Mai aus formalen Gründen ab.

Wie sehr die Familie sich wegen Annas Gewichtsverlust sorgt, belegt auch der zehnseitige Brief, den Alberts ältester Bruder Alfred ebenfalls Ende Mai nach einem Besuch in Zschadraß schreibt. Allerdings schildert Alfred nicht die Zustände in der Anstalt, sondern vielmehr Annas Verhalten kritisch: „Daß Anna so oft das Essen verweigert, ist dem Arzt sehr unangenehm. Fast jeden 2. Tag, sagte er, verweigere sie das Mittagsbrot. Wir haben deshalb Anna gut zugeredet, tüchtig zu essen. Sie versprach es auch, sagte aber gleichzeitig, daß sie z. B. am Abend vorher Kartoffelsalat gegessen habe, den sie dann wieder ausbrechen musste."[51] Essensverweigerung kann durchaus als ein Symptom bei einer schizophrenen Erkrankung vorkommen. Angesichts der Kriegswirtschaft in Zschadraß scheint es aber mindestens ebenso naheliegend, dass Anna unter Magen-Darm-Infekten leidet oder ihr Körper durch die Unterernährung schwer Verdauliches nicht mehr verarbeiten kann.

Wie sehr der Arzt versucht, den Hunger schön zu reden, und wie gerne Alfred sich damit beruhigen lässt, zeigt ein weiterer Erklärungsversuch aus dem

49 Heinz Schott/Rainer Töller, Geschichte der Psychiatrie. Krankheitslehren, Irrwege, Behandlungsformen, München 2006, S. 391–402.
50 Heil- und Pflegeanstalt Zschadraß an Albert L. vom 24.5.1918, Privatarchiv Martin.
51 Alfred L. an Albert L. vom 24.5.1918, Privatarchiv Martin.

Brief: „Im übrigen sagte mir der Arzt, daß Anna für ihr Alter viel zu stark gewesen sei, als sie in die Anstalt eingeliefert wurde, und daß die Wiederkehr eines solchen Zustandes nicht erwünscht sei. Anna's Abmagerung wird also Teil ihrer Heilung bedeuten. Denn es ist mir von anderer Seite bekannt geworden, daß die andere Irrenlehre davon ausgeht, den Körper von allen überflüssigen Massen zu befreien, also die Kranken abzumagern, und dann, wenn ein gewisser Zeitpunkt gekommen ist, an dem die Krankheitserreger ausgeschieden sind, den Körper neu aufzubauen."[52] So absurd Alfreds Krankheitstheorie aus heutiger Sicht erscheint, so sehr passt sie in die Zeit. Die Psychiatrie entwickelt zu Beginn des 20. Jahrhunderts viele Theorien über die Entstehung seelischer Krankheiten und nimmt dabei oft als Ursache körperliche Störungen an.

Ausführlich geht Alfred auf das Zusammentreffen mit seiner Schwägerin ein. Diese Beschreibungen sind wertvoll, weil sie zeigen, dass die Patientin bessere und schlechtere Tage erlebt. Außerdem, so scheint es, wird ihr Denk- und Sprachvermögen durch die Erkrankung nicht beeinträchtigt (dies könnte durchaus als Symptom bei einer Schizophrenie auftreten). „[...] war ich erstaunt, deine Frau in einer verhältnismäßig recht guten Geistesverfassung anzutreffen. Ihr Geist und ihr Gedächtnis war scharf und klar. Sie erzählte z. B. die Geschichte ihrer 2. Niederkunft[53] sehr ausführlich. Auch die Sorge wegen der Bezahlung der Kosten für ihren Aufenthalt in der Anstalt, nach dem halben Jahr, für welches die Krankenkasse zahlt, zeigt, dass sie keinerlei Gedächtnisschwäche oder Sinnestäuschungen unterworfen ist [...] Dieser Zustand hatte aber erst einige Tage vorher begonnen, wie mir die Schwester sagte, welche uns Einlass gewährte. Anna hatte auch erst einige Tage ihre Briefschaften erhalten, so dass sie Briefe schreiben konnte. Sie hatte unter anderem einen 4 Seiten langen Brief an Dich geschrieben, auch einen von 2 Seiten an uns, den mir der Arzt persönlich übergab, wobei er ihren Briefstil lobend hervorhob."[54]

Ein offenes Ohr zeigt der Schwager für eine der großen Nöte der Patientin: „Anna hatte uns beim Kommen gebeten, sie mit nach Berlin zu nehmen, so dass sie aus der Anstalt heraus komme. Sie fürchte sich vor den anderen Kranken, mit denen sie in einem Saal liege, besonders, wenn diese ‚Anfälle' bekämen [...] Wenn Du also für Anna jetzt etwas tun willst, so wäre es meiner Ansicht nach nur das, daß Du den Arzt bittest, Anna, sobald es geht, nach einer Station zu legen, wo ruhigere Kranke untergebracht sind."[55] Albert reagiert prompt und schreibt aus Gent an die Königliche Heil- und Pflegeanstalt in Zschadraß. Doch dort reagiert man abweisend. Anfang Juni teilt die Anstalt mit: „Von dem Saal Ihre Gattin zu verlegen, wo sie jetzt liegt, ist zur Zeit noch nicht möglich, da sie wegen ihrer plötzlichen störenden Weinausbrüche und zufolge ihres krankhaften Jammerns zunächst nur im Unruhigensaal sein kann, wo sie allein die entsprechende Pflege findet."[56] Wie wenig Zeit die wenigen verbliebenen (und

52 Ebenda.
53 Damit ist wohl die Totgeburt im Mai 1915 gemeint.
54 Alfred L. an Albert L. vom 24.5.1918, Privatarchiv Martin.
55 Ebenda.
56 Heil- und Pflegeanstalt Zschadraß an Albert L. vom 7.6.1918, Privatarchiv Martin.

wahrscheinlich überforderten) Ärzte und Schwestern für die Patienten haben, zeigt der Nachsatz: „Sie selbst merkt und empfindet die Klagen anderer kaum, da sie ihr eigenes krankhaftes Binnenleben führt und ganz von ihren Stimmungen abhängt."

Alfreds Brief kreist noch um ein drittes Thema, das ihn sehr beschäftigt: Die Frage, weshalb Anna erkrankte und was oder wer daran schuld ist. Viele Angehörige von psychisch Kranken erleben diese bohrenden Fragen noch heute. Verständlicherweise soll das Unerklärliche eingeordnet werden. Psychische Erkrankungen machen zudem den Außenstehenden Angst. Wenn man die Ursache oder den Auslöser kennt, so hofft man, kann man sich selbst davor schützen.

Bis heute verfügt die Wissenschaft über keine endgültige Erklärung für das Entstehen der Schizophrenie. Man geht davon aus, dass eine sogenannte schizophrene Psychose immer durch mehrere Faktoren ausgelöst wird. Die heute weit verbreitete „Vulnerabilitäts-Stress-Theorie" etwa besagt, dass bei einer entsprechenden genetischen oder körperlichen Sensibilität psychosozialer Stress, der die individuelle Toleranzgrenze überschreitet, eine schizophrene Psychose auslösen kann. Nach diesem Modell macht die gleiche Menge Stress manchen Menschen gar nichts aus, andere werden davon psychisch krank. Entscheidend ist die unterschiedliche Verletzlichkeit eines einzelnen Menschen. Diese wird stark durch biologische Faktoren wie die genetische Anlage oder etwa frühere Gehirnerkrankungen (z. B. Hirnhautentzündung) bestimmt.

Wie sensibel und verletzlich Anna war, welchem Stress sie sich ausgesetzt fühlte und wie sie den verarbeitete, kann man rückblickend 90 Jahre später einfach nicht mehr beantworten. Die Frage, weshalb sie erkrankte, bleibt aus heutiger Sicht völlig offen.

Der Briefeschreiber Alfred dagegen legt sich im Mai 1918 fest. „Ich sehe in Deiner Schwiegermutter auch einen ‚Schuldigen' […] an der Krankheit Deiner Frau."[57] Eine Behauptung, die er in den Raum stellt und nicht weiter begründet. Auch wenn es beliebt ist, die Schuld an psychischen Erkrankungen im Elternhaus und speziell bei der Mutter zu suchen, wissen Fachleute heute, dass Angehörige keine Mitschuld daran tragen.

Allerdings, auch das ist heute bekannt, kann ein stabiles privates Umfeld die Genesungschancen erheblich verbessern. In Alfreds Brief wird jedoch deutlich, dass in Leipzig starke Spannungen zwischen Rosa Rauscher und Alberts Familie herrschen. Über die Schwiegermutter seines Bruders schreibt er: „Am besten ist es, sie geht […] nach St. Joachimsthal zurück; dies wäre umso besser, als sie in Leipzig sich überall, gelinde gesagt, unbeliebt gemacht hat. Martha legt auf ihr weiteres Verbleiben bei ihr keinen Wert; sie wäre froh, wenn sie sie bald wieder los ist, weil sie doch keine Hilfe für sie ist und an Sauberkeit viel zu wünschen übrig läßt […] Auch mit Ernst und Selma hat sie oft Streitigkeiten wegen der Erziehung des Kindes[58] und dessen Bekleidung. Sie ist eben eine alte Frau und passt nicht in die moderne Zeit. Du kannst überzeugt sein, daß Ernst sein

57 Alfred L. an Albert L. vom 24. 5. 1918, Privatarchiv Martin.
58 Damit ist ihre Enkelin Lucie gemeint.

bestes tut um das Kind. Er behandelt es genau so wie sein Eigenes. Er läßt sich deshalb auch keine Vorschriften von ihr machen."[59] Dieser Konflikt, in dem auch Annas Mann Albert gegen seine Schwiegermutter steht, tobt die nächsten Jahre weiter. Die Patientin Anna wird in der Folge immer wieder hin- und hergerissen zwischen der Familie ihres Mannes und ihrer Mutter Rosa Rauscher.

Während meine Urgroßmutter ihr erstes Jahr in der Anstalt verbringt, verändert sich draußen die Welt dramatisch. Mit dem Ende des Ersten Weltkriegs befindet sich das Deutsche Reich in einem gewaltigen politischen Strudel. Die Monarchie geht unter, und mit dem Matrosenaufstand in Wilhelmshaven beginnt die deutsche Novemberrevolution. In vielen Städten werden revolutionäre Arbeiter- und Soldatenräte gegründet. Das Schicksal des Königreichs Sachsen entscheidet sich in der Hauptstadt Dresden: Am 10. November 1918 ruft der Vereinigte Revolutionäre Arbeiter- und Soldatenrat die Republik aus und hisst auf dem Turm des Dresdner Schlosses die rote Fahne.[60] Der bereits aus der Hauptstadt geflohene sächsische König Friedrich August III. dankt am 13. November ab – vier Tage, nachdem in Berlin bereits Wilhelm II. seinen Rücktritt als deutscher Kaiser erklärt hatte. Am 19. Januar 1919 geben Männer und erstmals in der deutschen Geschichte auch Frauen ihre Stimmen für die Abgeordneten der deutschen Nationalversammlung ab. Am 2. Februar wird die sächsische Volkskammer gewählt. Trotzdem bleibt die politische Lage in Sachsen instabil: Wegen Streiks und blutiger Unruhen wird im Verlauf des Jahres mehrmals der Ausnahmezustand verhängt, das Militär greift ein.

In diese turbulente Zeit hinein wird Albert aus dem Militärdienst entlassen. Er steht vor der schwierigen Aufgabe, eine neue Stelle zu finden und zugleich seine Familie zusammenzuführen. Zunächst geht er nach Scheibenberg und bezieht dort die ehemalige Wohnung am Marktplatz. Bei der Suche nach einer neuen Arbeit wird er vor Ort nicht fündig, und deshalb streut er, wie schon damals in der Berliner Zeit, seine Bewerbungen relativ weit. Im April 1919 erhält er endlich eine positive Antwort der Blechwarenfabrik Fritz Züchner in Seesen im Harz: „Ich komme erst heute zurück auf ihre Bewerbung vom 8. II. auf mein Inserat ‚Gesuch eines Kalkulators' [...] nachdem ich durch verschiedene Umstände bisher noch nicht dazu gekommen bin, den Posten zu besetzen. Ich teile Ihnen mit, dass ich dafür unbedingt einen Herrn engagieren will, der aber auch wirklich in der Lage ist, nicht allein die rechnerische Kalkulation vorzunehmen, sondern auch das Material bis zur grössten Möglichkeit für die Fabrikation auszunutzen. Es würde also in Frage kommen, nicht allein ein Arbeiten im Kontor, sondern auch die Fabrikation zu überwachen [...] Da inzwischen fast 2 Monate vergangen sind und ich Sie mit in [die] engere Wahl stellen will, frage [ich] an, ob Sie noch frei sind bzw. wann frühestens Ihr Antritt erfolgen könnte."[61] Die Stellenbeschreibung hört sich genau nach dem an, was Albert vermutlich sucht. Eine verantwortungsvolle Position, die neben kaufmännischem Geschick auch praktisches Handeln erfordert. So ähnlich hatte er bereits bis

59 Alfred L. an Albert L. vom 24.5.1918, Privatarchiv Martin.
60 Robert Zagolla, Sachsen. Eine kleine Geschichte, Berlin 2007, S. 44.
61 Seesener Blechwarenfabrik Fritz Züchner an Albert L. vom 1.4.1919, Privatarchiv Martin.

1916 bei der Metall- und Lackierwarenfabrik Max Böhme in Scheibenberg gearbeitet. Er würde sogar in derselben Branche bleiben, sicherlich ein weiteres Plus. Und angesichts der schwierigen wirtschaftlichen Lage in der Nachkriegszeit bedeutet eine solche Zusage echtes Glück.

Doch über dem Neuanfang hängt wie eine dunkle Wolke eine Veränderung in Annas Zustand. Über ein Jahr nach ihrer Einweisung will sie nichts mehr von ihrem Ehemann wissen. Das teilt Direktor Dr. Brackmann Albert im Mai persönlich mit: „Ihre Frau ist zur Zeit seelisch freier als sonst, ergeht sich aber dauernd in hypochondrischen Klagen, hat angeblich alle möglichen Gebrechen, die sie zu irgendeiner Betätigung unfähig machen. Möglicherweise ist ihr Zustand der Anfang einer einsetzenden Besserung ihres Seelenleidens [...] Von Ihnen will sie allerdings, wie sie sagt, nichts mehr wissen; über die Gründe jedoch schweigt sie sich aus. Immerhin ist eine Besserung nicht völlig ausgeschlossen."[62] Dass Anna ihren Mann nicht mehr sprechen will, kränkt diesen sicherlich, zumal gesellschaftlich und gesetzlich für den Ehemann die Rolle des Patriarchen vorgesehen ist. Eine Frau, die sich dem verweigert und statt Gehorsam und Bescheidenheit eine eigenständige Meinung zeigt, gilt als unerhört.

Spätestens Anfang August 1919 richtet Albert in Seesen südlich von Braunschweig sein neues Leben ein. Er bezieht eine Wohnung in der Jobst Gasse 576 und arbeitet bei Züchner. Nun organisiert er seine Familie neu. Lucie kommt aus Leipzig zu ihm. Den Haushalt führt (wie damals durchaus üblich) Alberts ältere, geschiedene Schwester Martha, die dafür ihr Modeatelier in Leipzig aufgibt. Ihr 17-jähriger Sohn Albert G. zieht ebenfalls mit ein.

Albert unternimmt einen neuen Anlauf und versucht, Anna aus der Anstalt zurück in die Familie zu holen. Doch der Anstaltsarzt Dr. Kötscher rät ab: „Dass Sie Ihre Frau zu sich nehmen könnten, erscheint z. Z. nicht angängig, da Ihre Frau noch an häufigen Sinnestäuschungen leidet und sie mitunter ganz unter ihrem Einfluss steht; sie ist dann sehr gehemmt und wenig zugänglich. Eine Herausnahme aus der Anstalt unter solchen Umständen wirkt erfahrungsgemäß ungünstig, insofern ihr krankhafter Zustand außerhalb des beruhigenden Einflusses des Anstaltslebens viel stärker in Erscheinung treten und die Kranke hierdurch ungünstig beeinflusst werden wird [...] Den Gedanken, zu Ihnen zurück zu kehren, weist die Kranke weit von sich. Sie will sich noch immer scheiden lassen; als Grund gibt sie allerhand kleine eheliche Misshelligkeiten an, vermutlich aber ist der eigentliche Grund in Bedürfnissen zu suchen, die immer noch bestehen, die sie aber zurück hält. Dass gewisse Anzeichen vorliegen, die das gesamte Krankheitsbild ungünstig erscheinen lassen, ist nicht zu bestreiten, andererseits muss gesagt werden, dass die Möglichkeit weitgehender Besserung noch besteht."[63] Dies ist starker Tobak für Albert. Zum einen ist seine Frau trotz der im Mai angekündigten leichten Besserung noch so krank, dass sie nicht entlassen werden kann. Auch gibt der Brief die erste ungünstige Einschätzung der Ärzte für den weiteren Verlauf der Krankheit. Die selbstständige Hei-

62 Heil- und Pflegeanstalt Zschadraß an Albert L. vom 22. 5. 1919, Privatarchiv Martin.
63 Heil- und Pflegeanstalt Zschadraß an Albert L. vom 13. 8. 1919, Privatarchiv Martin.

lung nach einem akuten Schub, die ja die einzige Möglichkeit zur Genesung ist, wird zum ersten Mal angezweifelt. Aber vermutlich noch viel stärker erschüttert ihn der Hinweis, dass seine Frau ihn weiterhin ablehnt und sich sogar scheiden lassen will. In jener Zeit beginnt Anna auch, seine Briefe ungeöffnet zurückzusenden. Noch zehn Jahre später wird Albert dieses Verhalten im Schriftwechsel mit einer Anstalt anführen – ein Hinweis darauf, wie tief ihn die Veränderung kränkt. Da tröstet es vermutlich wenig, dass der Arzt hinter den Scheidungsideen andere Ursachen vermutet.

Drei Wochen später, Ende August 1919, feiert Alberts Familie ein großes Fest in Berlin: Alberts Bruder Bruno heiratet zum zweiten Mal. Bruno hatte sich während des Ersten Weltkriegs scheiden lassen und heiratet nun seine zweite Frau Margarethe, genannt „Gretl". Wahrscheinlich begießt die Großfamilie damit auch das neue Leben. Alle haben den furchtbaren Krieg überlebt, aus der engsten Familie ist niemand gefallen, keiner verhungert.

Drei Familienmitglieder bleiben dem Fest fern. Neben Anna und Marthas Sohn Albert fehlt mein Urgroßvater Albert. Vielleicht kann er wegen seiner neuen Stelle nicht weg aus Seesen, vielleicht ist ihm nicht nach Feiern zumute. Seine Geschwister und seine Mutter schicken aus Berlin gemeinsam eine Postkarte an die Schwägerin. „Liebe Anny, wir senden Dir die herzlichsten Grüße mit dem Wunsche, Dich auch bald in unserer Mitte zu sehen. Hoffentlich wirst Du bald gesund und [kannst] zu Albert und Deiner Tochter in den herrlichen Harz reisen und bleiben, wo er seine neue [Arbeit] hat." Die siebenjährige Lucie setzt noch sehr ordentlich ein paar Zeilen dazu: „Liebe Mutter, von der Hochzeit aus Berlin sende ich Dir herzliche Grüße, Lucie."[64]

Als Anna in Zschadraß die Karte erhält, schreibt sie mit einem dicken Bleistift „Zurück – Annahme verweigert" drauf und gibt die Post dem Pflegepersonal. Als Alfred seine Schwägerin wenige Tage später, am 4. September 1919, zum zweiten Mal in der Heilanstalt besucht, hat sich die Situation gegenüber dem Vorjahr stark verändert. Wie er seinem Bruder anschließend berichtet, warnt ihn der behandelnde Arzt gleich vorab: „Herr Dr. Kell hatte die Meinung, daß Deine Frau meinen Besuch gar nicht annehmen werde, weil sie gegen alles, was von der Familie L. komme, eine Antipathie habe, die sogar so weit gehe, daß sie jetzt barfuß geht, weil sie die Stiefel, die Du ihr gekauft habest, nicht tragen will." Die verweigerte Postkarte aus Berlin gibt der Arzt Alfred wieder. „Herr Dr. Kell sagte mir, daß Anny an Wahnideen leide und sich mit Scheidungsideen trüge. Auf die Frage, warum sie sich scheiden lassen wolle, habe sie [...] gesagt: Es geschehe deshalb, weil Du, der Du doch im gleichen Geschäft tätig gewesen seiest wie sie, ihr Deine geschäftlichen Sorgen nicht mitgeteilt hast."[65]

Als Alfred wenige Minuten später mit Anna (die tatsächlich keine Stiefel und Strümpfe trägt) vor dem Pavillon B14 auf einer Bank sitzt und sich mit ihr unterhält, nennt sie ihm einen weiteren Scheidungsgrund: Weil ihr Mann sie in die Anstalt gebracht habe. Von der Krankenschwester, die Anna begleitet, erfährt er

64 Postkarte an Anna L. vom 27.8.1919, Privatarchiv Martin.
65 Alfred L. an Albert L. vom 9.9.1919, Privatarchiv Martin.

noch einen dritten Grund: Weil ihr Mann ihr kein Dienstmädchen unterstellen wolle.

Wenn Anna nicht in einer Heil- und Pflegeanstalt untergebracht wäre, könnte man aus diesen Aussagen schlicht eine große Enttäuschung herauslesen. Eine junge Frau, die mit gerade mal 18 Jahren heiratete, erhoffte sich von ihrer Ehe emotionale Nähe, Sicherheit und Unterstützung und erhielt sie nicht.

Doch der reale Kummer vermischt sich jetzt mit ihrem Wahnsystem. Nach der Scheidung, so erklärt sie auf der Bank vor dem Pavillon, werde sie den König von Sachsen heiraten. Alfred reagiert schockiert. Seine Schwägerin, so erkennt er, „beginnt langsam an Größenwahn zu leiden".[66]

Größenwahn, das wissen Psychiater heute, ist der Versuch, das durch die Schizophrenie zerbrochene Ich wieder aufzubauen. Solche fantastischen Ideen mögen von außen absurd erscheinen. Kranken mit einer unklar gewordenen inneren Welt geben sie Sicherheit. Sich eine Identität zu schaffen, gleicht bei einer schizophrenen Erkrankung einem Selbstheilungsversuch. Wahnideen, in denen sich die Erkrankten mit dem Adel verbinden, sind dabei relativ weit verbreitet. Heute versucht man, die symbolische Bedeutung der Wahngedanken therapeutisch zu erfassen und auf dieser Ebene dem Patienten zu begegnen.

Alfred, der all das nicht wissen kann, versucht, mit der Kranken vernünftig zu argumentieren. Der Monarch sei doch gar nicht mehr am Ruder und über 60 Jahre alt. Anna „lächelte hierzu nur", berichtet er seinem Bruder und fügt stolz hinzu: „Auch dieses Gespräch bleibt m[einer] Meinung nicht eindrucklos."[67] Er fasst Annas Erkrankung als „kindische Bockigkeit" auf und hofft, dass wie bei einem Kind gutes Zureden hilft.

Deshalb irritiert ihn auch ein anderer, neuer Zug an seiner Schwägerin: Sie macht „einen verbissenen und teils überheblichen Eindruck" auf ihn. „Immerhin muß ich sagen, daß ich ihr Erinnerungsvermögen als klar bezeichnen muß, auch ihr Denkvermögen war klar, nur wie gesagt, ward alles vom hohen, erhobenen Piedestal gesprochen. Es fehlte jede Innigkeit und Wärme."[68]

Eine positive Nachricht immerhin kann der Architekt seinem jüngsten Bruder vermelden: Anna hat wieder zugenommen. „Während wir deine Frau im vorigen Jahr zu Pfingsten [...] körperlich sehr heruntergekommen fanden, war sie jetzt erheblich besser genährt. Ich möchte fast behaupten, sie habe ihre alte Körperfülle wieder, die sie besaß, als Ihr Euch heiratet."[69] Wenn man allerdings das Hochzeitsbild betrachtet, ahnt man, dass Anna trotzdem immer noch dünn ist.

Das wichtigste Thema in Alfreds Brief aber ist Annas Scheidungswunsch. Er setzt alles daran, diese Entwicklung abzuwenden. Zunächst macht er die seiner Ansicht nach Schuldige ausfindig: Annas Mutter Rosa Rauscher. „Ich nehme an, daß diese Scheidungsideen auf Einflüsterungen beruhen, welche von Seiten Deiner Schwiegermutter kommen. Denn diese hat mir schon im vorigen Jahr zu Pfingsten [...] entgegen geworfen: ‚Der Herr Bruno hat sich scheiden lassen, da

66 Alfred L. an Martha G. vom 25.10.1919, Privatarchiv Martin.
67 Alfred L. an Albert L. vom 9.9.1919, Privatarchiv Martin.
68 Ebenda.
69 Ebenda.

will sich der Herr Albert wohl auch scheiden lassen.' Damals habe ich ihr gesagt, daß du daran nicht denkst."[70] Alfred ist sich seiner Theorie so sicher, dass ihn der Widerspruch des Arztes wenig beeindruckt. „Der Arzt, den ich darauf aufmerksam machte, daß Deine Schwiegermutter nach meiner Ansicht in hetzender Weise auf Anna einwirkt, sagte mir, daß er das nicht glaube, weil der eifrige Schriftverkehr zwischen Anny und ihrer Mutter nur ein sehr inniges Verhältnis zwischen den beiden erkennen lasse, aber nichts herausbezügliches Verdächtiges ergebe." Der älteste Bruder ergreift gleich mehrere Maßnahmen, um den Scheidungswunsch im Keim zu ersticken. Nach dem Gespräch mit Anna bittet er die Oberschwester, „daß sie deiner Schwiegermutter bei ihrem nächsten Besuch doch sagen möge, du ließest dich nicht scheiden. Sie möge Anny die Scheidungsideen ausreden." Dann verkündet er Albert, er wolle mit Hilfe des Schwagers Karl den Leipziger Beichtvater von Rosa veranlassen, diese von den Scheidungsgedanken abzubringen. Und schließlich möge Albert selbst doch Rosas einflussreichen Cousin Anton Kuhlmann in St. Joachimsthal bitten, „dass er mit Hülfe des Joachimsthaler Beichtvaters diese[r] ebenfalls von den Scheidungsideen abrät und [...] auch bei Anny auf das Fallenlassen des Scheidungsgedanken hinarbeitet." Starke Geschütze, die Alfred da auffährt. Als Protestant schätzt er die Manipulierbarkeit katholischer Beichtvätern offenbar hoch ein, vielleicht in der Hoffnung, dass die katholische Kirche schon von selbst ein starkes Interesse am Verhindern einer Scheidung haben werde.

Interessanterweise ermahnt der große Bruder aber am Ende des Briefes, nach allen Schuldzuweisungen an Rosa Rauscher, auch den Ehemann. „Trotzdem will ich dir nicht verhehlen, dass die [...] Innigkeit zwischen deiner Schwiegermutter und deiner Frau ein Ausfluss der kälteren Beziehungen ist, der zwischen dir und deiner Frau jetzt vorhanden zu sein scheint [...] Meine Mahnung ist hauptsächlich von dem Gesichtspunkte [...] ausgesprochen, weil du doch nicht wissen kannst, wie lange deine Schwiegermutter noch lebt, klapprig genug soll sie schon sein. Wenn beim Tod derselben Anny noch in der Anstalt ist, so kann ein solches Ereignis eine Katastrophe für sie sein, wenn sie dann niemand hat, mit dem sie seelisch übereinstimmt." Aus heutiger Sicht eine kluge Erkenntnis. Ein stabiles familiäres Umfeld, Freunde und Angehörige, die den Patienten mit Geduld entgegenkommen, erleichtern tatsächlich die Genesung. Er ermuntert seinen jüngeren Bruder, stärker auf seine Frau zuzugehen: „Ich glaube, ein bloßes Abwarten auf eine seelische Besserung im Befinden deiner Frau ist nicht richtig. Wenn sie auch [...] die Annahme deiner Briefe verweigert, so hast du auch den Weg, die Briefe an Dr. Kell zu richten und sie ihr durch ihn vorlesen zu lassen. Ich würde dir raten, den Briefwechsel in dieser Form wieder aufzunehmen."

Ob Albert den vielen Ratschlägen seines großen Bruders gefolgt ist, ob es tatsächlich zu Gesprächen bei den Beichtvätern in Leipzig und St. Joachimsthal kommt, ob jemand mit Rosa Rauscher spricht – all das kann man nicht mehr rekonstruieren.

70 Ebenda.

Leider bleibt der Nachwelt auch verborgen, was sich zwischen den beiden Eheleuten in dieser Zeit entwickelt: Ob sich Albert darüber Gedanken macht, in wieweit Annas Verhalten reale Enttäuschung spiegelt und was zu ihren Wahngedanken gehört? Dass es vielleicht eine Rolle spielt, dass Anna bereits eineinhalb Jahre in einer Einrichtung lebt, in der sie hungert und schlecht versorgt wird? Dass ihre Mutter durch den regen Briefwechsel ihre zuverlässigste Brücke in die Außenwelt bildet, während ihr Mann für schwierige Anstaltsbesuche immer wieder seinen großen Bruder vorschickt? Es sind keine Hinweise darauf überliefert, dass Albert in den ersten eineinhalb Jahren seine Frau in Zschadraß besucht hat. Möglicherweise hatte er die Zeit in Scheibenberg Anfang 1919 dafür genutzt und es sind lediglich keine Briefe dazu erhalten. Vielleicht aber vermeidet er einen Besuch dort, weil ihm Annas Krankheit unheimlich ist.

Unterdessen schätzen die Ärzte Annas Heilungsaussichten langsam pessimistischer ein. Dem Besucher Alfred sagt der Arzt Dr. Kell, dass „Wahnideen, eine Erkrankung eines Gehirnteils vorliegen, die wohl heilbar sind, aber langwierig zu behandeln sind und bei ihrer Ausheilung verschwinden, jedenfalls dann aber kleine Eigenheiten ‚Schrullen' zurückzulassen pflegen. Vorläufig sei an eine Heilung noch nicht zu denken. In absehbarer Zeit würde eine Entlassung oder Beurlaubung von der Anstalt nicht möglich sein."[71] Albert will daraufhin von seinem Bruder wissen, wie lange seine Frau noch in Zschadraß bleiben müsse. Zwei Monate später antwortet Alfred: „Eine bestimmte Zeit, welche Deine Frau noch in der Anstalt bleiben muss, hat mir der Arzt nicht genannt. Nach meiner Empfindung hat er gemeint, dass wohl ungefähr ein Jahr noch zur Genesung erforderlich sei. Er hoffe aber auch auf ein plötzliches ‚Abklingen' der Krankheit. In diesem Falle ist natürlich diese Frist zu lang. Ich glaube aber nicht, dass vor nächstem Frühjahr oder Sommer auf eine vorzeitige Entlassung überhaupt gerechnet werden kann."[72] Das Hoffen auf das plötzliche „Abklingen", also die Heilung nach einer akuten Phase, scheinen die Ärzte zwar noch nicht aufgegeben zu haben. Aber Anna droht zunehmend, zu einem chronischen Pflegefall zu werden.

Der Winter 1919/20 stellt die Heil- und Pflegeanstalt in Zschadraß vor neue Herausforderungen. Zwar stellt sich die sächsische Wirtschaft erstaunlich rasch und ohne größere Probleme auf Friedensproduktion um;[73] die Versorgung mit Lebensmitteln verbessert sich. Im Jahresbericht des Landesgesundheitsamtes heißt es: „Auch war 1919 in einigen Anstalten Kartoffelmangel, und die Abneigung der Kranken gegen Konservenfleisch und Dörrgemüse wurde immer größer. Milch war zeitweise knapp, war auch z. B. in Zschadraß wegen der Maul- und Klauenseuche schwer zu beschaffen. Immerhin konnte die Ernährung überall gebessert, die Brotration erhöht werden [...] Nach und nach konnten Butter und Margarine reichlicher gegeben werden, wodurch auch Wohlgeschmack und Nährwert der Speisen stiegen. Gemüse war wieder reichlicher vorhanden [...]

71 Ebenda.
72 Alfred L. an Albert L. vom 1.11.1919, Privatarchiv Martin.
73 Karlsch/Schäfer, Wirtschaftsgeschichte, S. 153.

Überall zeigten die Kranken erfreuliche Gewichtszunahmen."[74] Wohlgemerkt sterben in den sächsischen Anstalten noch beinahe dreimal so viele Patienten wie in der Vorkriegszeit.

Als größtes Problem im Winter 1919/20 erscheint jedoch der Kohlenmangel. Durch Transportschwierigkeiten, Reparationszahlungen und den Verlust der oberschlesischen Kohlenreviere kommt es zu massiven Versorgungslücken, die noch mehrere Jahre anhalten werden.[75] In Zschadraß wie in vielen anderen Anstalten stellt sich die Frage, ob man überhaupt heizen, Warmwasser zubereiten, therapeutische und Reinigungsbäder verabreichen, waschen und kochen kann. Im Jahresbericht heißt es knapp: „Sowohl um Personal als um Kohlen zu sparen, mußten die Kranken enger zusammengelegt werden [...] Wegen Mangel an Heizstoffen, Abnutzung der Akkumulatorenbatterien, der zunehmenden Teuerung und gelegentlicher Streikgefahr waren Heizung und Beleuchtung überall Gegenstand großer Sorge".[76]

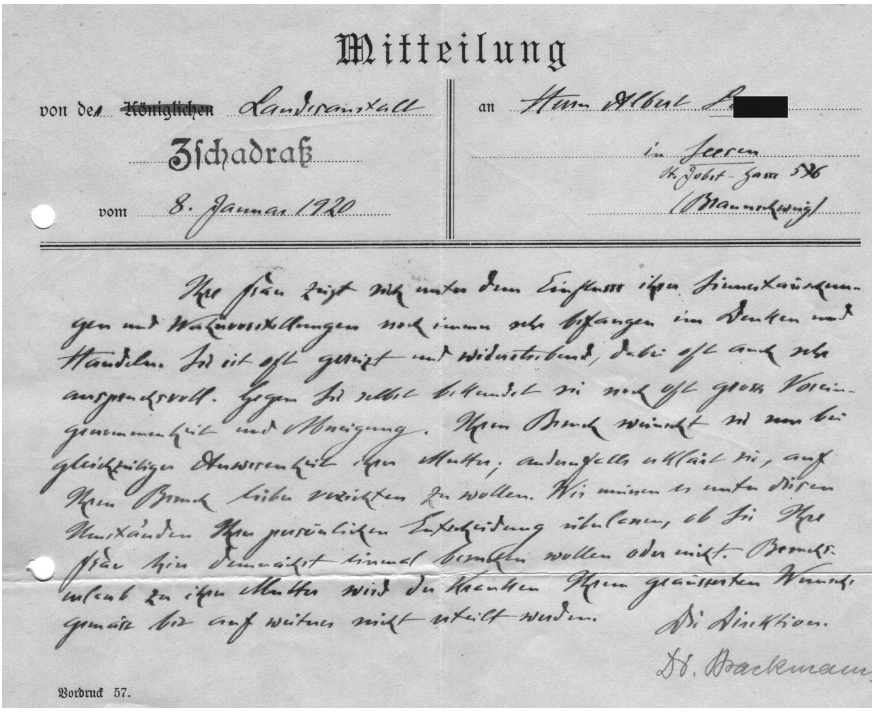
Anfang Januar 1920 fragt Albert von Seesen aus in Zschadraß an, wie es seiner Frau gehe. Direktor Dr. Brackmann antwortet: „Ihre Frau zeigt sich unter dem Einfluss ihrer Sinnestäuschungen und Wahnvorstellungen noch immer sehr befangen im Denken und Handeln. Sie ist oft gereizt und widerstrebend, dabei oft auch sehr anspruchsvoll."[77] Einerseits also scheinen Annas Halluzinationen und Wahnvorstellungen nicht nachzulassen. Andererseits können ihre Gereiztheit und ihr Anspruchsdenken sehr reale Reaktionen auf das karge Leben in der Anstalt sein. Anna verbringt nun schon zwei Jahre in großen Schlafsälen ohne Privatsphäre. Nicht einmal ein Nachttisch für persönliche Dinge steht ihr zur Verfügung. Vermutlich ist sie immer noch im Unruhigen-Saal untergebracht. Das bedeutet, dass um sie herum nur andere unruhige Patienten liegen, die lärmen, toben, tätlich werden. Viel zu wenig Betreuungspersonal steht bereit, das deshalb sehr hart durchgreift, um die Ordnung zu wahren. Kein schöner Ort zum Leben.

Anna hält weiterhin an der Ablehnung ihres Mannes fest. Alberts erste belegbare Besuchsanfrage schmettert sie ab. „Gegen sie selbst bekundet sie noch oft große Voreingenommenheit und Abneigung", teilt Direktor Brackmann weiter mit. „Ihren Besuch wünscht sie nur bei gleichzeitiger Anwesenheit ihrer Mutter; andernfalls erklärt sie, auf ihren Besuch lieber verzichten zu wollen. Wir müssen es unter diesen Umständen Ihrer persönlichen Entscheidung überlassen, ob sie Ihre Frau hier demnächst einmal besuchen wollen oder nicht."[78] Nun also weigert sich Anna sogar, Albert alleine zu treffen. Nur in Anwesenheit der sowieso schon ungeliebten Schwiegermutter soll er seine Frau sehen können – ein echter Affront für den Ehemann. Zumal der Arzt Annas Haltung ja auch nicht als krank einstuft, sondern sehr real die Entscheidung offen lässt, ob der Gatte dann überhaupt noch zu Besuch kommen wolle.

74 Landes-Gesundheitsamt Sachsen, 1919–1922, S. 190.
75 Faulstich, Hungersterben, S. 71.
76 Landes-Gesundheitsamt Sachsen, 1919–1922, S. 189.
77 Heil- und Pflegeanstalt Zschadraß an Albert L. vom 8.1.1920, Privatarchiv Martin.
78 Ebenda.

Allerdings hat dieser Konflikt offenbar eine Vorgeschichte, auf die Brackmann auch anspielt: Rosa Rauscher hatte beantragt, dass ihre Tochter zu ihr auf einen Besuchsurlaub entlassen wird. Die Anstalt lehnte dies ab, weil Albert es so wollte.

Der schon lang schwelende Streit zwischen Rosa Rauscher und ihrem Schwiegersohn Albert scheint sich langsam zu verschärfen. Für Anna bedeutet dies sicherlich eine erhebliche Belastung. Sie kämpft in ihrer Krankheit sowieso schon mit ihrem aufgelösten Ich. Wenn sich das soziale Umfeld so um sie reißt, trägt dies nicht zur Genesung bei.



Mitteilung

von der ~~Königlichen~~ Landesanstalt Zschadraß

vom 8. Januar 1920

an Herrn Albert L[redacted]
in Seesen
(Braunschweig)

Ihre Frau zeigt sich unter dem Einfluss ihrer Sinnestäuschungen und Wahnvorstellungen noch immer sehr befangen im Denken und Handeln. Sie ist oft gereizt und widerstrebend, dabei oft auch sehr anspruchsvoll. Gegen Sie selbst bekundet sie noch oft grosse Voreingenommenheit und Abneigung. Ihren Besuch wünscht sie nur bei gleichzeitiger Anwesenheit ihrer Mutter; andernfalls erklärt sie, auf Ihren Besuch lieber verzichten zu wollen. Wir müssen es unter diesen Umständen Ihrer persönlichen Entscheidung überlassen, ob Sie Ihre Frau hier demnächst einmal besuchen wollen oder nicht. Bemerkt. Urlaub zu ihrer Mutter wird der Kranken Ihrem geäusserten Wunsche gemäss bis auf weiteres nicht erteilt werden.

Die Direktion.
Dr. Brackmann

Vordruck 57.

Das Schreiben der Anstalt Zschadraß vom 8. Januar 1920 an Albert L., unterzeichnet von Anstaltsleiter Dr. Brackmann

Für Albert mag es in dieser Situation bitter sein, dass seine Frau ihn zwar ablehnt, er für den Staat und die Anstalt aber natürlich weiter als Versorger seiner Gattin gilt. Das bedeutet, dass er die Anstaltskosten, das so genannte Verpfleggeld, aus eigener Tasche zahlen muss. Obwohl er für damalige Verhältnisse ausreichend verdient (sonst wäre Anna ein Fall für die öffentliche Fürsorge), macht ihm dies zu schaffen: Ein Drittel seines Gehaltes geht in die Unterbringung seiner Frau. Deshalb stellt er Anfang 1920 einen Antrag auf Ermäßigung, der im Februar genehmigt wird. Er zahlt nun den halben Satz, täglich 2,50 Mark, rund 75 Mark monatlich.[79]

79 Heil- und Pflegeanstalt Zschadraß an Albert L. vom 10.2.1920, Privatarchiv Martin.

Selbstverständlich schreibt ihn die Anstalt auch an, wenn Anna neue Kleidung benötigt. Hier reagiert er sehr großzügig. Als die Inventar-Verwaltung im Frühjahr 1920 „1 Paar Stiefeletten oder Schnürschuhe“[80] anfordert, schickt er Anfang April, in der Woche nach Ostern, „4 Paar Strümpfe, 1 Hut, 3 Paar Handschuhe, 2 Nachtjacken, 2 Blusen, 2 Sommerkleider, 1 Kleiderrock, 1 weiß. Unterrock, 2 Untertaillen, 1 Paar Lederschuhe“.[81]

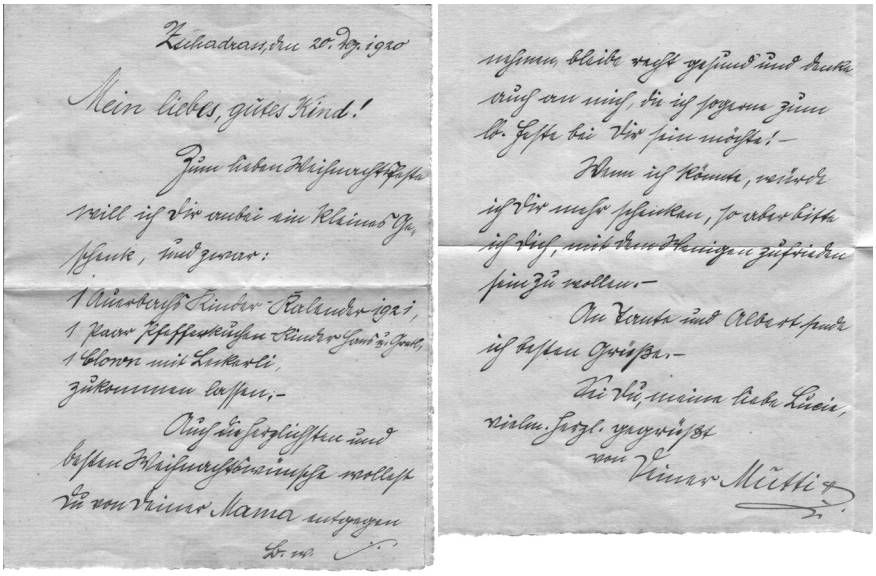
Im Sommer 1920 gibt Albert seine Stelle in Seesen im Harz auf und kehrt ins Erzgebirge zurück. Zu diesem Wechsel sind keine Gründe überliefert. Rückblickend könnte tatsächlich die größere Nähe zu Anna ein Grund gewesen sein. Denn von nun an arbeitet Albert an ihrer Rückkehr in die Familie.

Er geht nach Lauter, einem 8 000-Seelen-Ort 15 Kilometer westlich von Scheibenberg. Über eine feste Wohnung verfügt er noch nicht, sondern bezieht zunächst ein Zimmer in „Fischer’s Gasthaus“. Vermutlich lebt der Rest der Familie, also seine Schwester Martha mit ihrem Sohn Albert und Lucie, noch weiter im Harz, bis sich Ende des Jahres die Lage in Lauter stabilisiert hat. Zum 1. Januar 1921 beziehen alle zusammen eine Werkswohnung, die Alberts neuer Arbeitgeber, die Sächsischen Emaillier- und Stanzwerke, zur Verfügung stellt. Der Betrieb produziert vor allem Geschirr und Haushaltswaren aus Emaille. Mein Urgroßvater arbeitet dort als Korrespondent im Kontor. Sein täglicher Weg zur Arbeit fällt denkbar kurz aus: Die Drei-Zimmer-Wohnung liegt in einem Neun-Parteien-Haus an der Hauptstraße direkt neben dem Werkseingang.

Gleich nach seiner Rückkehr ins Erzgebirge, noch im August 1920, unternimmt Albert einen neuen Anlauf für einen Besuch in Zschadraß. „Ihre Frau steht noch immer unter dem Eindruck zahlreicher Sinnestäuschungen und Wahnvorstellungen“, teilt ihm der Anstaltsarzt Dr. Hahn auf Anfrage mit. Er ermuntert ihn aber, vorbei zu kommen: „Besuchsfähig erscheint sie [...], wenn sie auch gerade gegen Sie eine gewisse Abneigung und Voreingenommenheit aufgrund ihrer krankhaften Überzeugungen bekundet. Ihr in Aussicht genommenen Besuch kann unbedenklich auch an einem Sonntag vormittag erfolgen.“[82] Ob Albert daraufhin tatsächlich nach Zschadraß fährt, ist leider nirgends dokumentiert.

Im Dezember versucht Albert, Anna aus der Anstalt zu holen. Dr. Hahn rät ab: „Ihre Frau ist noch immer als ernstlich krank anzusehen. In der letzten Zeit leidet sie besonders unter den verschiedensten Beeinträchtigungsideen. Sie glaubt, sie wird nachts elektrisiert. Auch bringt sie sich ausnehmend mit hohen Häusern in Verbindung. Ansonsten benimmt sie sich ganz geordnet. Unter diesen Verhältnissen könnte eine Beurlaubung oder Entlassung nur gegen unseren Rat auf Ihre Verantwortung erfolgen.“[83] Auf dieses Schreiben hin vertagt Albert sein Unterfangen um ein paar Wochen.

80 Heil- und Pflegeanstalt Zschadraß an Albert L. vom 27.2.1920, Privatarchiv Martin.
81 Heil- und Pflegeanstalt Zschadraß an Albert L., Effektenquittung vom 7.4.1920, Privatarchiv Martin.
82 Heil- und Pflegeanstalt Zschadraß an Albert L. vom 5.8.1920, Privatarchiv Martin.
83 Heil- und Pflegeanstalt Zschadraß an Albert L. vom 10.12.1920, Privatarchiv Martin.



Der Weihnachtsgruß an ihre Tochter Lucie vom 20. Dezember 1920 ist der erste erhaltene Brief meiner Urgroßmutter Anna.

In einem sehr interessanten Kontrast zu dieser Einschätzung des Arztes steht der erste erhaltene Brief meiner Urgroßmutter, den sie zur gleichen Zeit an ihre Tochter Lucie schreibt. Das Mädchen ist inzwischen acht Jahre alt. „Mein liebes, gutes Kind! Zum lieben Weihnachtsfeste will ich dir anbei ein kleines Geschenk, und zwar: 1 Auerbachs Kinder-Kalender 1921, 1 paar Pfefferkuchen-Kinder Hans u. Gretl, 1 Clown mit Leckerli zukommen lassen. Auch die herzlichsten und besten Weihnachtswünsche wollest Du von Deiner Mama entgegen nehmen, bleibe recht gesund und denke auch an mich, die ich sogern zum lb. Feste bei Dir sein möchte! – Wenn ich könnte, würde ich Dir mehr schenken, so aber bitte ich Dich, mit dem Wenigen zufrieden sein zu wollen.– An Tante und Albert sende ich auch besten Grüße.– Sei Du, meine liebe Lucie, vielm. herzl. gegrüßt von Deiner Mutti“.[84] Was für ein wunderbarer Brief! Ein umsichtiges kleines Geschenk – Auerbachs Kinderkalender ist damals ein beliebtes kleines Büchlein mit einem roten Leineneinband. Es enthält farbige Illustrationen, Geschichten, Rätsel, Lieder und Gedichte für Kinder. Rührend, wie Anna sich bei ihrer Tochter entschuldigt, dass sie ihr nicht mehr schenken kann. Ganz klar grenzt sie sich in dem Brief aber von ihrem Mann ab. Sie lässt zwar ihre Schwägerin Martha und deren Sohn Albert grüßen, aber nicht den Vater.

Abgesehen von dieser familiären Spannung, drückt der Brief etwas aus, was sich bis 1936, bis zu Annas letztem erhaltenen Lebenszeichen, immer wieder zeigen wird: Sie denkt viel an ihre Kinder (Lucie und den später geborenen Erich) und bemüht sich, deren Leben und Bedürfnisse aus ihrer Anstalt heraus

84 Anna L. an Lucie L. vom 20.12.1920, Privatarchiv Martin.

zu erahnen. In den gefühlvollen Briefen betont sie oft, wie gerne sie bei ihren Kindern wäre. Diese Zeugnisse sind kein Widerspruch zur Krankheit. Schizophrene Patienten können sich in einem klar umgrenzten Bereich gut in der Realität bewegen. Außerdem verläuft die Krankheit in starken Wechseln. Zwischen den schlechten Tagen liegen immer wieder gute Zeiten, in denen Anna sich ihren Kindern in Briefen zuwenden kann.

Nach Weihnachten oder direkt nach dem Jahreswechsel fasst Albert den Entschluss: Seine Frau soll nun nach Hause kommen. Direktor Dr. Brackmann teilt ihm am 5. Januar wenig Ermutigendes mit. Eine wesentliche Veränderung sei seit der letzten Mitteilung im Dezember nicht eingetreten, von einer Besserung könne nicht gesprochen werden. „Die Direktion will gleichwohl der Entlassung Ihrer Ehefrau zustimmen, wenn Sie am Tage Ihrer Abholung zu Protokoll erklären, dass ihre Entlassung gegen ärztlichen Rat und ganz auf Ihren eigenen Wunsch und auf Ihre eigene Verantwortung erfolgt.“[85] Darauf lässt er sich ein. Am 12. Januar 1921, drei Jahre und acht Tage nach ihrer Einlieferung, holt Albert seine Ehefrau Anna aus der Anstalt ab.

85 Heil- und Pflegeanstalt Zschadraß an Albert L. vom 5.1.1921, Privatarchiv Martin.

Lauter, 1921–1922

Am Abend des 11. Januar, einem Dienstag, bricht Albert nach der Arbeit im Dunkeln auf zum Bahnhof. Wie vor drei Jahren liegt der Schnee hoch im Erzgebirge, tagsüber wird es nur wenige Stunden hell. Um 19.02 Uhr nimmt er den Zug ins benachbarte Aue, steigt um nach Chemnitz. Dort isst er zu Abend. Auf dem in der Korrespondenzmappe abgehefteten handschriftlichen Reisezettel sind keine Übernachtungskosten vermerkt. Vielleicht übernachtet er bei Bekannten oder verbringt die Nacht im Wartesaal des Bahnhofs. Morgens um 5.52 Uhr geht es weiter. Mit Umsteigen in Wechselburg und Rochlitz kommt er um 8.14 Uhr in Colditz an. Am Colditzer Bahnhof gibt er sieben Mark aus – kauft er Blumen und Pralinen für seine Frau oder bezahlt er damit das Taxi, das ihn nach Zschadraß bringt? In der Heilanstalt muss er zunächst Papiere ausfüllen und auch das Protokoll unterschreiben, in dem er versichert, dass er Anna auf eigene Verantwortung nach Hause holt. Er wird weiter geschickt zur Kassenverwaltung, bei der er diverse Posten bezahlt, unter anderem 30 Mark Verpflegungsgeld für die Zeit vom 1. bis 12. Januar 1921.[86]

Dann sieht er seine Frau wieder. Nach allem, was die Korrespondenzmappe über den Zustand der Ehe und über Annas Gesundheit verrät, fällt die Begegnung zurückhaltend aus. Sie ist sicherlich froh, endlich herauszukommen, gleichzeitig abweisend gegenüber ihrem Mann. Er hofft, dass nun alles besser wird, ist aber auch gekränkt, weil sie schon seit Monaten mit Scheidung droht.

Zurück in Colditz geht das Ehepaar für 28 Mark Mittagessen. Das Gepäck wird für 6,50 Mark transportiert. Um 13.45 Uhr besteigen sie den Zug nach Glauchau, um 16.38 Uhr erreichen sie wieder Chemnitz. Dort haben sie zwei Stunden Aufenthalt, besuchen ein Café, Albert gibt 11,60 Mark für Kuchen oder ein leichtes Abendessen aus. Über Aue erreichen sie schließlich um 20.53 Uhr den Bahnhof von Lauter.

Als sie am Ende dieses anstrengenden Tages kurz vor neun in der neuen Wohnung eintreffen, erwartet Anna ein verändertes Zuhause. Ihre Mutter lebt nicht mehr im Haushalt, dafür ihre Schwägerin Martha mit dem 19-jährigen Sohn Albert. Ihre Tochter Lucie ist inzwischen acht Jahre alt und ihr vermutlich fremd geworden. Die Drei-Zimmer-Wohnung liegt im Erdgeschoss des Hauses und entspricht den für die damalige Zeit typischen engen Wohnverhältnissen. Zwei der drei Zimmer sind nicht beheizbar. Das kleinere dient als Schlafzimmer für Martha und Albert G., das größere für Anna, Albert und Lucie. Die gute Stube mit dem Ofen wird nur zu besonderen Anlässen genutzt. Das Leben spielt sich weitgehend in der immer gut geheizten Wohnküche ab.

86 Heil- und Pflegeanstalt Zschadraß, Kassenquittung vom 12.1.1921, Privatarchiv Martin.

Der neue Alltag in Lauter fordert Anna heraus. Einerseits helfen ihr die private Umgebung und die Familie sicherlich, sich zu stabilisieren. Andererseits kämpft sie immer noch mit den Stimmen, die sie hört, und ihren Wahnvorstellungen. Die Anstalt Zschadraß bietet keine Außenfürsorge an, bei der entlassene Patienten ambulant von Anstaltsärzten weiter betreut werden. Dies wird in Sachsen in größerem Maßstab lediglich innerhalb von Leipzig realisiert, wo die Heil- und Pflegeanstalt Leipzig-Dösen ab 1920 ein funktionierendes System aufbaut.[87] Dass Patienten auch ohne diese Unterstützung als „ungeheilt" entlassen werden, ist allerdings nichts Ungewöhnliches: 1921 kommen insgesamt 124 Frauen und 132 Männer so wieder aus den sächsischen Landesanstalten heraus (als „geheilt" oder „gebessert" werden 390 Frauen und 453 Männer entlassen).[88]

Wenn man bedenkt, dass zudem keine Medikamente zur Verfügung stehen, die Anna helfen, ahnt man, vor welchen Herausforderungen sie und die Familie stehen. Albert beschreibt vier Jahre später das Jahr 1921 rückblickend so: „Die Entlassung aus Zschadrass war [...] verfehlt und hat nichts Gutes nach sich gezogen".[89]

Der Weggang aus Zschadraß bedeutet für Anna übrigens auch, dass sie die dort neu entstandenen sozialen Kontakte verliert. Davon zeugt ein Brief, den ihr die Patientin Frau H. am Tag ihrer Abreise mitgibt: „Liebste Frau L.! Nehmen Sie diese Zeilen zum Andenken an unser kurzes Zusammensein in Zschadras:

Es wechselt die Heimat, es wechselt der Ort,
An den Raum ist der Geist nicht gebunden,
Ein freundliches Gedenken nimmt er mit fort,
Und weilt, wo er Freunde gefunden.
Es kehrt kein vergangener Augenblick mehr
Doch Erinnerung führt die Vergangenheit her.

Mit dem herzlichen Wunsche für Ihr ferneres Wohlergehen sagt Ihnen Lebewohl Frau H."[90]

In der Korrespondenzmappe findet sich eine weitere Postkarte, die belegt, dass Anna die Zschadraßer Kontakte zu pflegen versucht. Im Oktober 1921 schreibt sie: „Liebes Frl. Else, hoffe Sie wieder daheim. Bin seit 12.1. d. Jahres bei meinem Gatten und Lucie daheim in Lauter i. Sa., also gar nicht weit von Crandorf. Würde mich freuen, Sie einmal bei mir zu sehen, kommen Sie bitte mal zu Besuch [...] Herzlichst, ihre alte Freundin."[91]

Wie sich das Verhältnis zwischen Anna und Albert in diesem Jahr entwickelt, ist nicht bekannt. Fest steht lediglich, dass Anna sofort schwanger wird. Ob dies für ihren Krankheitsverlauf von Vorteil oder Nachteil ist, kann man rückbli-

87 Christiane Roick, Heilen, Verwahren, Vernichten. Die Geschichte der sächsischen Landesanstalt Leipzig-Dösen im Dritten Reich, Diss. Univ. Leipzig, 1997, S. 21; Landes-Gesundheitsamt Sachsen (Hrsg.), Anstalten für Geisteskranke und Epileptische, in: Ders., Fünfter Jahresbericht des Landes-Gesundheitsamtes über das Gesundheitswesen im Freistaat Sachsen auf die Jahre 1923–24, Dresden 1929, S. 139.
88 Landes-Gesundheitsamt Sachsen, 1919–1922, S. 186–187.
89 Albert L. an Karl E. vom 14.12.1925, Privatarchiv Martin.
90 M. H. an Anna L. vom 12.1.1921, Privatarchiv Martin.
91 Anna L. an Else U. vom 22.10.1921, Privatarchiv Martin.

ckend nicht beurteilen. Grundsätzlich sind beide Auswirkungen bei einer schizophrenen Erkrankung möglich.

Neun Monate später, am 10. Oktober 1921, kommt der Sohn Erich per Kaiserschnitt in der Klinik Dr. Schuster im Nachbarort Aue zur Welt. Bei dem Eingriff wird Anna sterilisiert. Unklar bleibt, ob sie wegen des Kaiserschnitts sterilisiert wird (um Komplikationen bei einer erneuten Schwangerschaft zu verhindern) oder ob wegen einer geplanten Sterilisation das Kind per Kaiserschnitt geholt wird (um eine zweite Narkose zu vermeiden).

Drei Wochen nach Erichs Geburt, am 30. Oktober 1921, stirbt überraschend Alberts ältester Bruder Alfred 49-jährig in Berlin. Damit endete abrupt das Leben des beruflich erfolgreichsten unter Alberts Geschwistern, der als Architekt im vornehmen Berliner Stadtteil Charlottenburg lebt.

Wegen Alfreds Tod wird Erichs Taufe verschoben; erst zweieinhalb Monate später, am zweiten Weihnachtsfeiertag 1921, wird der Junge zu Hause getauft. Von den vier Paten stammt nur einer von Annas Seite: Der Joachimsthaler Fabrikbesitzer Anton Kuhlmann, Rosa Rauschers Cousin. Der ist bei der Taufe allerdings nicht anwesend. Nur Alberts Familie, so geht aus einem Brief von Anna drei Tage nach der Feier hervor, war eingeladen. „Lieber Onkel Anton, liebe Tante Emmi! Meines Mannes Gruß und meine Weihnachtskarte mit Festgrüßen von Haus zu Haus wirst Du, lb. Onkel, hoffentlich gelesen haben – Bis heute ist noch keine Antwort bei uns eingegangen. Wir Alle haben Dich lb. Onkel als Pate uns[eres] (das gebrauchst Du jetzt noch nicht zu schreiben), lb. Stammhalters vermißt; uns[er] Neffe Albert, der bei uns im Hause mit wohnt u. auch in Lauter, aber bei einer anderen Firma im Büro schreibt, hatte dich als Taufpaten bei der hl. Tauffeier im Hause vertreten. – Es wird Dir sicher so recht sein; denn mein[e] Gäste wollten wir deshalb nicht hinzuladen, sondern uns[erer] Trauer im Hause L. wegen, ganz unter uns bleiben."

Verglichen mit der Weihnachtspost an Lucie vor einem guten Jahr wirkt schon der Anfang des Briefes viel unkonzentrierter. Die Zerfahrenheit der Gedanken und der eigenwillige Satzbau – klassische Symptome der Schizophrenie – setzten sich in den nächsten Absätzen fort.

„Wäre diese nicht gekommen, was uns zur Reservierung veranlasste, so hätten wir jemanden noch hierzu überreden können. So hätten wir auch längst bei Einigen der ca. 70 Herren Kollegen, (wovon mein Gatte ca. der sechste von Allen ist, also: Oben sind zwar Herren Direktoren u. H[erren] Prokuristen dann kommt mein Ehegatte als Korrespondent bei der Akt. Ges.[Aktiengesellschaft], in Lauter i/Sa.). Besuche gemacht, oder aber, falls es Albert vorzieht, – da die Firma ein Casino hat, wo sich allwöchentlich die Herren, allein einmal allmonatlich die Herren mit ihren Frauen ja einmal treffen; wäre wir dort mal mit ihm zusammen getroffen. – H[err] Albert G. hätte die Patenstelle von Anfang an wohl auch gleich übernommen, hätten wir ihn darum gebeten!"

Der Schluss des Briefes dagegen klingt wieder geordneter: „Ich lege Dir heute nochmals mein liebes, gutes Taufkind u. zuvor dein lb. Patenkind nochmals ans Herz. Hoffen Euren lieben Besuch bestimmt spätestens im Frühjahr, wir versprechen und begrüßen – hoffe, daß Du bis dahin recht wohlauf – Dich indessen viel-

mals, sowie lb. Tante Emmi u. Kinder, Deine treuen Lauterer“.[92] Bei aller Vorsicht in der Deutung lässt der Brief ahnen, dass Anna mit Symptomen ihrer Erkrankung wie Konzentrationsschwäche kämpft.

Sonderbar klingt auch eine Postkarte, die sie knapp zwei Wochen später an das „Annaberger Wochenblatt“, eine Regionalzeitung in der Kreisstadt, schickt (die dort allerdings nie ankommt, da Albert sie abfängt und in seine Korrespondenzmappe heftet): „Sie haben mir auf mein Schreiben aus der Nervenheilanstalt im Jahr 1920 kein Antwortschreiben zukommen lassen. Ich bitte um güt[igen] Bescheid, welches Endergebnis Sie erreicht haben. Hochachtungsvoll d[ie] Obg [Obige].“[93]

Wiederum zwei Tage später erreicht Albert ein Brief, der ihn sicher weiter beunruhigt. Die Direktion der Landesheil- und Pflegeanstalt Zschadraß teilt ihm mit: „Ihre Ehefrau hat heute 10.- M in eine[m] Briefe hier eingesandt, die sie als Ehrenschuld für Sie damit begleichen will. Die Anstaltsdirektion hat an Sie keine Forderungen und sendet Ihnen den Betrag, abzüglich 2 M für Porto, zurück. Sie werden aber ersucht, Ihre Ehefrau veranlassen zu wollen, derartige Briefschreibereien und Geldsendungen künftig zu unterlassen.“[94] Die beiden Schreiben geben Rätsel auf, die knapp 90 Jahre später nicht beantwortet werden können: Welche Gedanken gehen Anna durch den Kopf?

In dieser Zeit passiert wohl wieder etwas Ähnliches wie Weihnachten 1918. Vielleicht werden die Stimmen, die Anna immer noch hört, übermächtig. Vielleicht gefährdet sie sich selbst oder andere. Sicher ist nur, dass Albert eine knappe Woche später, am Montag, 16. Januar 1922, seine Frau in die Universitäts-Nervenklinik in Leipzig bringt.

Damit beginnt der zweite Teil der Psychiatrie-Geschichte von Anna. Das Leben der Familie trennt sich endgültig. Meine Urgroßmutter wird bis zum Lebensende in Heil- und Pflegeanstalten untergebracht sein. Der Rest der Familie wohnt weiterhin in Lauter, in der Erdgeschosswohnung an der Hauptstraße. Der drei Monate alte Erich wird von nun an von Martha versorgt, die den Haushalt wieder alleine erledigt. Albert und sein Neffe Albert G. gehen ihrer Arbeit nach. Und die neunjährige Lucie verliert zum zweiten Mal ihre Mutter.

92 Anna L. an Anton Kuhlmann und seine Frau Emmi vom 29.12.1921, Privatarchiv Martin.
93 Anna L. an Annaberger Wochenblatt vom 9.1.1922, Privatarchiv Martin.
94 Heil- und Pflegeanstalt Zschadraß an Albert L. vom 11.1.1922, Privatarchiv Martin.

Universitäts-Nervenklinik Leipzig, 1922

Als Albert Anna in die „Psychiatrische und Nervenklinik der Universität Leipzig" bringt, erhofft er sich offensichtlich, dass die dortigen Experten seiner Frau besser helfen können als die Ärzte in einer Heil- und Pflegeanstalt. Vier Wochen nach der Einweisung erklärt er sich sogar bereit, dafür eine Erhöhung der Tagessätze hinzunehmen: „Zur Zahlung der erhöhten Kosten bin ich bereit und möchte Sie bitten, meine Frau noch einige Zeit dort zu behalten, denn ich lege besonderen Wert darauf, von Ihnen ein Urteil über den ganzen Zustand meiner Frau zu erhalten. Ich werde deswegen in einigen Wochen besonders anfragen und hoffe, dass es Ihnen dann möglich ist, sich etwas eingehend zu äußern."[95]

Die Aussichten auf eine schnelle Heilung sind dieses Mal von Anfang an gedämpft. Am 27. Januar 1922 teilt die Universitäts-Nervenklinik mit, „daß im Befinden Ihrer Gattin bis jetzt noch keine wesentliche Veränderung eingetreten ist. Sie verhält sich ruhig, hat sich hier ganz gut eingelebt, hält aber im übrigen noch immer an ihren krankhaften Ideen fest."[96] Leider wird nicht näher ausgeführt, welcher Art die krankhaften Ideen, also die Wahnvorstellungen, sind. Über die Behandlung Annas in der Klinik ist nur bekannt, dass eine zusätzliche Blutuntersuchung stattfindet, die Albert mit 12 Mark berechnet wird. „Die Blutuntersuchung wurde ausgeführt, um andere Krankheiten ausschließen zu können. Das Resultat derselben war negativ", teilt man Albert mit.[97]

Anfang April besucht er Anna in der Klinik. Wie immer Anna auf ihn reagiert haben mag, was immer die Ärzte ihm mitgeteilt haben mögen – danach reift sein Entschluss, seine Frau in eine Heil- und Pflegeanstalt zu verlegen. Den Ausschlag gibt eine neuerliche Erhöhung der „Verpflegkosten einschließlich ärztlicher Behandlung" zum 1. Mai auf 40 Mark monatlich. Der Satz hat sich damit innerhalb von zwei Monaten verdoppelt, ein erster Hinweis auf die Inflation, die im folgenden Jahr 1923 den täglichen Verpflegungssatz in Millionenhöhen schnellen lassen wird.

Entschlossen teilt Albert nun der Universitäts-Nervenklinik mit, dass ihm „die jetzigen Kosten für die Unterbringung meiner Frau doch zu hoch sind" und er „die Überführung nach einer Landesanstalt ins Auge gefasst" und bereits bei der Heilanstalt Leipzig-Dösen nachgefragt habe.[98] Bereits vier Tage später ist

95 Albert L. an Psychiatrische und Nervenklinik der Universität Leipzig vom 13.2.1922, Privatarchiv Martin.
96 Psychiatrische und Nervenklinik der Universität Leipzig an Albert L. vom 27.1.1922, Privatarchiv Martin.
97 Psychiatrische und Nervenklinik der Universität Leipzig an Albert L. vom 5.5.1922, Privatarchiv Martin.
98 Albert L. an Psychiatrische und Nervenklinik der Universität Leipzig vom 24.4.1922, Privatarchiv Martin.

alles unter Dach und Fach. Annas Verlegung nach Dösen wird für Anfang Mai angesetzt. In dem Schreiben an die Klinik blitzt noch einmal Alberts Hoffnung auf, dass sich alles doch noch zum Guten wenden werde: „Falls Sie an dem Zustande meiner Frau noch irgendwelche Veränderungen bemerkt haben, bitte ich, mir diese auch mitzuteilen und mich zu unterrichten, welche Zeit – natürlich unverbindlich – Ihrer Ansicht nach noch verstreichen wird, bevor daran zu denken ist, meine Frau wieder in den Familienkreis aufzunehmen, selbst wenn keine vollständige Heilung vorliegt."[99] Er hat sich offenbar sogar darauf eingestellt, dass Anna nie mehr ganz gesund wird, und wäre bereit, sie auch dann nach Hause zu holen. Die Antwort aus Leipzig klingt allerdings wenig ermutigend: „In dem Krankheitszustand hatte sich bisher nichts Wesentliches geändert, auch läßt sich nicht mit Bestimmtheit voraussagen, wann eine Besserung eintreten kann."[100]

Am 4. Mai wird Anna von der Klinik am Windmühlenweg in die Heil- und Pflegeanstalt Dösen an der Chemnitzer Straße im Leipziger Süden verlegt.

Blick auf die Universitäts-Nervenklinik Leipzig in den 1920er Jahren

99 Albert L. an Psychiatrische und Nervenklinik der Universität Leipzig vom 28.4.1922, Privatarchiv Martin.

100 Psychiatrische und Nervenklinik der Universität Leipzig an Albert L. vom 5.5.1922, Privatarchiv Martin.

Leipzig-Dösen, 1922–1924

Als Anna im Mai 1922 in Leipzig-Dösen ankommt, wird sie vieles an die Zeit in Zschadraß erinnern. So ist die 1901 eröffnete Anstalt ebenfalls im Pavillon-System errichtet und verzichtet weitgehend auf hohe Mauern („Offen-Tür-System"). Die Einrichtung versorgt die meisten chronisch kranken Patienten im Großraum Leipzig. Im Jahr 1922 ist Dösen mit 1 075 Patienten die mit Abstand größte der sieben Landesanstalten in Sachsen.[101]

Das Verwaltungsgebäude der Heil- und Pflegeanstalt Leipzig-Dösen. Aufnahme vor 1930

Der Personalmangel aus dem Ersten Weltkrieg ist noch nicht behoben. Durchschnittlich betreut ein Psychiater jetzt etwa 120 Patienten.[102] Die Essensversorgung, die sich kurzfristig gebessert hatte, verschlechtert sich in diesem Jahr wieder. Im Jahresbericht des sächsischen Landesgesundheitsamtes heißt es: In diesem Jahr „war die Beköstigungswirtschaft durch die fortschreitende Geldentwertung außerordentlich erschwert, so daß Butter-, Fett-, Fleisch- und Mehlspeisendarreichung eingeschränkt und von Gemüse- und Suppenkost ausgiebiger Gebrauch gemacht werden mußte. Die Obst- und Beerenernte war 1922 gut. Trotz aller Schwierigkeiten gelang es jederzeit, nach Nährwert und Kalorien

101 Landes-Gesundheitsamt Sachsen, 1919–1922, S. 183.
102 Christiane Roick, Heilen, S. 18.

genügende Kost auszuspeisen. Klagen über Knappheit an Fleisch und Fett und über mangelhafte Abwechslung waren aber selbstverständlich".[103] Wie sehr es in den Anstalten immer noch am Nötigsten fehlt, zeigt der gleiche Bericht: „Mit der allmählich immer mehr verbesserten Ernährung der Kranken mehrten sich erklärlicherweise auch wieder die Erregungszustände. Leider waren längere Dauerbäder infolge des Kohlenmangels nur in geringem Umfang möglich, und es mußten zur Beruhigung der Kranken mehr Medikamente gegeben werden. Von den neuen Schlafmitteln bewährte sich namentlich Nirvanol [...] In Dösen bewährten sich im Sommer Dauerbäder im Freien, deren Hauptvorteil darin liegt, daß die für Kranke und Personal gleich ungünstige Überhitzung der mit feuchter Luft angefüllten Baderäume entfällt. Waren in Dösen bisher auch in manchen unruhigen Abteilungen die Fenster nicht vergittert, so mußte eine Vergitterung nachträglich vielfach eingerichtet werden, was in gefälliger Form geschah."[104]

Das Vergittern der Fenster veranlasst Anstaltsdirektor Hermann Paul Nitsche, der die Einrichtung seit 1918 leitet. 1876 im sächsischen Colditz geboren, gehört er zu den angesehensten Psychiatern der Weimarer Republik, wird 1925 „beratender Psychiater" der Sächsischen Regierung. In Dösen führt Nitsche einerseits neue Behandlungsmethoden wie die Malariatherapie ein und baut die Außenfürsorge auf. Andererseits wendet er sich teilweise vom „Offen-Tür-System" ab, lässt eben auch Fenster vergittern und Isolierzellen einrichten.[105]

Seine den Patienten zugewandte, reformerische Seite legt er 1933 ab. Der Psychiater tritt in die NSDAP ein, wird Beisitzer am Erbgesundheitsobergericht und urteilt dort über Zwangssterilisationen. Ab Mai 1940 entscheidet Nitsche in Berlin als Obergutachter der „Aktion T4" über den Tod von psychisch Kranken.[106]

Ob er als Dösener Anstaltsdirektor jemals persönlich die Patientin Anna L. behandelt, ist nicht überliefert. Dass er sich zumindest mit ihrem Fall befasst hat, zeigen drei von ihm unterzeichnete Schreiben an Albert aus den Jahren 1922 und 1924. Gut möglich, dass er fast 20 Jahre später als Obergutachter den „Meldebogen" seiner ehemaligen Patientin Anna L. persönlich in der Hand hält und ihre Ermordung abzeichnet.

In Dösen wird meine Urgroßmutter in einem der Pavillons für Frauen untergebracht, vielleicht im Gebäude B1 für die unruhigen Frauen, ganz im Norden des Geländes neben dem Wasserturm. Wie schon in Zschadraß stattet Albert sie umfassend mit Kleidung aus. Die „Aufstellung der Wäsche- und Bekleidungsstücke, pp. für Frau Anna L. aus Lauter", die die Dienststückverwaltung der Landesanstalt Dösen am 16. Mai 1922 abzeichnet, umfasst: „1 Paar Lederstiefel, 2 Hemden, 2 Paar wollene Strümpfe, 2 Paar Beinkleider, 1 Kleiderrock, 1 schwarze Untertaille, 1 Jackett, 1 Muff, 1 Kamm, 1 Haarspange, 1 Hornhaar-

103 Landes-Gesundheitsamt Sachsen, 1919–1922, S. 191.
104 Ebenda.
105 Christiane Roick, Heilen, S. 21.
106 Vgl. Katrin Mäckel, Professor Dr. med. Hermann Paul Nitsche – sein Weg vom Reformpsychiater zum Mittäter an der Ermordung chronisch-psychisch Kranker zur Zeit des Nationalsozialismus in Deutschland, Diss. Univ. Leipzig 1992.

nadel, 1 Haarunterlage, 2 Paar Unterhosen, 1 Nachthemd, 1 Nachtjacke, 2 Paar baumwollene Strümpfe, 1 grüne Bluse, 1 Zahnbürste, 1 Waschlappen, 1 Stück Seife, 1 Hut mit Schleier, 1 Nachthemd, 2 Unterröcke, 1 Korsett mit Haltern, 1 Bluse mit Einsatz, 1 Pelzkragen, 1 Paar Handschuhe, 5 Taschentücher, 2 Seitenkämme, 1 Nachtjacke, 1 Geldtäschchen mit Mk. 52,40, 1 Unterrock, 1 Untertaille, 2 Taghemden, 4 Taschentücher, 1 Kleiderrock, 1 Paar Tuchschuhe mit Ledersohlen, 1 Haarbürste, 1 Halstuch, 1 Bindengürtel mit Binde, 1 Haarbürste, 1 Paar Schuhe aus Segeltuch, 2 Paar baumwollene Strümpfe, 1 schwarze Samtbluse, 1 Schürze, 1 Tube Hautcreme."[107] Zudem bittet die Verwaltung, für die „ordnungsgemäße Einkleidung" noch folgende Gegenstände zu schicken: „1 Kopfbedeckung, 1 Bluse, 2 Kleiderröcke u. 5 Schürzen."

Zwei Wochen später, am 2. Juni, sendet Albert wieder großzügig Kleidung nach: „2 schwarze Kleiderröcke, 5 Waschblusen, 1 schwarze Schürze, 6 bunte Schürzen, 3 Nachtjacken, 3 Untertaillen, 1 Sommermantel mit Gürtel, 1 Hut hierzu passend, 1 Paar gelbe Glacéhandschuhe, 3 Paar baumwollene Strümpfe (2 gelbe, 1 schwarze)."[108]

Gleichzeitig, so vermerkt er in dem Brief, habe seine Schwiegermutter „eine weisse Sommerbluse und 1 Paar baumwollene schwarze Strümpfe" geschickt. Die getrennten Pakete deuten darauf hin, dass die beiden in Bezug auf Anna weiterhin mehr gegen- als miteinander arbeiten. Das zeigt auch Alberts ausdrückliche Bitte an die Dösener Anstalt, nur Verwandte zu Besuch zuzulassen. In der Universitäts-Nervenklinik sei „verschiedene Male eine [...] fremde junge Frau gewesen, welche von meiner Schwiegermutter geschickt wurde. Ich liebe es nicht, dass so wenig gute Familienverhältnisse auch stockfremden Personen bekannt werden."[109]

Trotz dieser Spannung und dem Gezerre um Anna kommt er gewissenhaft seinen Pflichten als Schwiegersohn nach. Als seine Frau Anfang Mai nach Dösen verlegt wird, lebt seine Schwiegermutter nicht in Leipzig, sondern bei ihm in Lauter. In einem Brief vermerkt er als Grund, dass sie kränklich sei.[110]

Anfang 1923 hat sich Annas Zustand verändert. Am 17. Januar teilt der Anstaltsarzt Dr. Müller Albert mit: „Bei Ihrer Gattin besteht immer noch die Geistesstörung. Die Stimmung ist sehr wechselnd, vorwiegend heiter, dann wieder ohne erkennbare Ursache gedrückt. Sie wird vielfach von sonderbaren Ideen beherrscht, die sich ihr aufdrängen, scheint auch vielfach noch zu halluzinieren. Ihr ganzes Denken und Handeln ist sehr zerfahren. Vielfach liegt sie den ganzen Tag grübelnd im Bett. Auch wenn sie aufgestanden ist, ist sie zu einer geordneten Beschäftigung nicht fähig. In absehbarer Zeit ist auf eine Besserung nicht zu hoffen."[111] Hier bietet ein Arzt zum ersten Mal einen Blick in Annas Alltag: Sie ist unkonzentriert, zerfahren, ein typisches Symptom der Schizophrenie. Zur

107 Dienststückeverwaltung Heil- und Pflegeanstalt Leipzig-Dösen vom 16.5.1922, Privatarchiv Martin.
108 Albert L. an Heil- und Pflegeanstalt Leipzig-Dösen vom 6.6.1922, Privatarchiv Martin.
109 Albert L. an Heil- und Pflegeanstalt Leipzig-Dösen vom 28.4.1922, Privatarchiv Martin.
110 Ebenda.
111 Heil- und Pflegeanstalt Leipzig-Dösen an Albert L. vom 17.1.1923, Privatarchiv Martin.

Beschäftigungstherapie in Form von irgendeiner Arbeit, die ihr Abwechslung geboten hätte, ist sie offenbar nicht in der Lage.

Unterdessen rutscht die Welt außerhalb der Anstalt in die Hyperinflation. Die schleichende Geldentwertung, an die sich die Deutschen im Grunde schon während des Ersten Weltkriegs gewöhnt hatten, nimmt bis dahin unvorstellbare Ausmaße an. Das spiegeln die Verpflegsätze, die Albert zahlt, wider. Der Tagessatz steigt zum 1. Februar auf 1 005 Mark monatlich, nachdem er zuletzt zum 1. Dezember auf 240 Mark erhöht worden war. Dann geht es schwindelerregend weiter. Der Satz springt zum 1. März auf 2 500 Mark, zum 1. Juni auf 4 850 Mark, zum 16. Juli auf 12 050 Mark, zum 16. August auf 130 000 Mark, zum 16. September auf 1 300 000 Mark, zum 1. Oktober auf 6 500 000 Mark, zum 16. Oktober auf 26 000 000 Mark, zum 23. Oktober auf 39 000 000 Mark und gipfelt am 1. November mit 78 000 000 Mark. Dann ist der Spuk vorbei: Unter der Regierung Stresemann wird die Rentenmark eingeführt, zum 15. November wird die Inflationsmark zum Kurs von einer Billion zu eins in Rentenmark getauscht. Ab 16. November zahlt Albert einen Verpflegsatz von 2,50 Mark.

Die rasende Geldentwertung trifft die Heil- und Pflegeanstalten. Der Jahresbericht des Landesgesundheitsamtes für 1923 schildert, dass die Verpflegung überall „unter der katastrophalen Geldentwertung, der Warenknappheit und der unzuverlässigen Belieferung Sachsens als Industriestaat schwer zu leiden hat". Viele Kranke erreichten kein „normales Sättigungsgefühl" und nehmen wieder ab.[112] Ende 1923 macht der Heilanstalt Dösen wie den übrigen Landesanstalten besonders das Heizungsproblem zu schaffen. Durch „Schwierigkeiten in der Brennstoffbeschaffung" und „einen sehr kalten Winter" muss alles konzentriert werden. Wieder einmal werden die Kranken „sehr eng" in wenigen Gebäuden untergebracht, um Heizmaterial zu sparen.[113]

Gegen Ende des Winters, im Februar 1924, hat sich Anna offenbar etwas erholt. Zumindest fordert die Anstalt „aus ärztlichen Gründen" von Albert einen noch in Lauter befindlichen Wintermantel an, „weil sie sich dann an Spaziergängen, auch an kalten Tagen, beteiligen könnte".[114] Gemeinsame Spaziergänge in die nähere Umgebung gehören üblicherweise zu den Aktivitäten, bei denen sich Patienten vergnügen und erholen dürfen.

Im selben Monat verändert sich Annas Leben einschneidend. Albert lässt sich von ihr scheiden. Grundlage für die Scheidung ist der damalige § 1569 des Bürgerlichen Gesetzbuches: „Ein Ehegatte kann auf Scheidung klagen, wenn der andere Ehegatte in Geisteskrankheit verfallen ist, die Krankheit während der Ehe mindestens drei Jahre gedauert und einen solchen Grad erreicht hat, dass die geistige Gemeinschaft zwischen den Ehegatten aufgehoben, auch jede Aussicht auf Wiederherstellung dieser Gemeinschaft ausgeschlossen ist."[115] Im Gerichtsverfahren bestätigt ein Gutachten die Unheilbarkeit von Annas Erkrankung.

112 Landes-Gesundheitsamt Sachsen, 1923–24, S. 138.
113 Ebenda.
114 Heil- und Pflegeanstalt Leipzig-Dösen an Albert L. vom 17.2.1924, Privatarchiv Martin.
115 Johannes Bresler, Die Rechtspraxis der Ehescheidung bei Geisteskrankheit und Trunksucht seit Inkrafttreten des Bürgerlichen Gesetzbuches, Halle 1903, S. 5.

Anna bekommt einen Vormund, Karl E., der Mann von Alberts Schwester Elly. Karl arbeitet seit Ende des Ersten Weltkriegs als Finanzbeamter in Leipzig. Er wird sich in den kommenden Jahren um die rechtlichen Belange kümmern und Anna besuchen.

Über die Gründe für die Scheidung lässt sich Albert nirgends schriftlich aus. In der Familie ist die Erklärung überliefert, er wolle für seine Kinder eine neue Mutter suchen. Wie es das Scheidungsrecht damals vorsieht, zahlt er aber weiter den Unterhalt für seine geschiedene Frau.

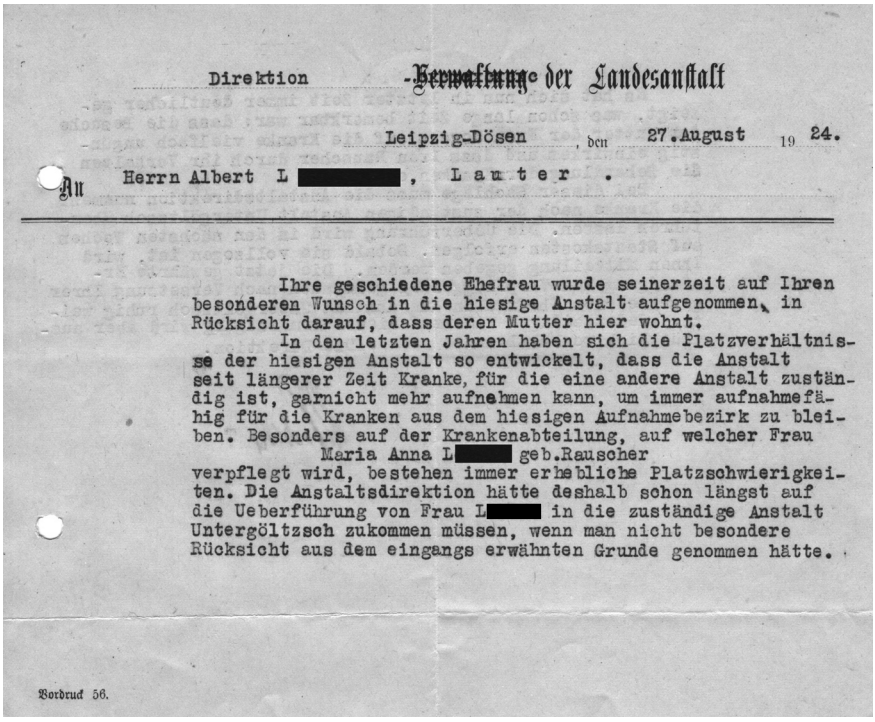
Für Anna bedeutet die Scheidung einerseits das, was sie sich seit Jahren wünscht: das Ende einer ungeliebten Ehe. Andererseits heißt das für sie auch, dass sie von der Familie, besonders von ihren geliebten Kindern, völlig abgeschnitten wird. Die Anstalt – und das wissen auch Ärzte und Schwestern dort – droht nun, ihre „Endstation" zu werden.

Der frisch geschiedene Albert erhält im März 1924 aus Dösen eine ganz neue Art von Rechnung. Erstmals soll er für die Kosten von zerstörten Gegenständen aufkommen: „3 Deckenbezüge, 1 Hemd, 25 Kopfkissenbezüge",[116] im Juni zudem „2 Aluminium-Trinkbecher".[117] Das Zerstören von Dingen deutet auf eine starke Unruhe bei Anna hin. Aus heutiger Sicht kann man zwei Gründe dafür nennen: Das Auflehnen gegen Hunger, Kälte und Vernachlässigung in der Anstalt sowie die Krankheit selbst. Schizophrene Patienten können unter innerer Anspannung und psychomotorischer Unruhe leiden, sie müssen sich also stark bewegen. Das wird im damaligen Psychiatriebetrieb aber als Störung bewertet, die durch Zwangsmittel unterbunden wird. Patienten reagieren darauf unterschiedlich. Entweder resignieren sie und geben es auf, ihre eigenen Bedürfnisse auszudrücken, oder sie werden noch aggressiver. Da Annas Krankenakte nicht erhalten ist, kann man ihr Verhalten nicht genauer einschätzen.

Ein weiteres Problem taucht Anfang 1924 auf: Die Zahl der Kranken in Dösen steigt so stark an, dass die Verwaltung versucht, alle Patienten zu verlegen, die nach der Gesetzeslage nicht zwingend in Dösen untergebracht sein müssen. Zu ihnen gehört Anna. Am 26. Januar 1924 teilt man Albert mit: „Obgleich die hiesige Anstalt stark belegt ist, […] die Anstalt daher eigentlich nicht hierher gehörige Kranke nicht hier behalten kann, will die Anstaltsdirektion von der Verlegung in die zuständige Anstalt Untergöltzsch doch bis auf weiteres absehen, weil die in Leipzig wohnende Mutter Ihrer Gattin grosse Anhänglichkeit an ihre Tochter zeigt und sie jeden Sonntag hier besucht."[118] In diesem von Direktor Hermann Paul Nitsche unterschriebenen Brief klingt eine Fürsorge für das Wohlergehen der Patientin an, die zum Reformgeist in Dösen zu passen scheint.

Allerdings hält dies nicht lange an. Schon im August bescheidet Direktor Nitsche das Gegenteil: „Ihre geschiedene Ehefrau wurde seinerzeit auf Ihren besonderen Wunsche in die hiesige Anstalt aufgenommen in Rücksicht darauf, dass deren Mutter hier wohnt. In den letzten Jahren haben sich die Platzverhältnisse

116 Heil- und Pflegeanstalt Leipzig-Dösen an Albert L. vom 20.3.1924, Privatarchiv Martin.
117 Heil- und Pflegeanstalt Leipzig-Dösen an Albert L. vom 26.6.1924, Privatarchiv Martin.
118 Heil- und Pflegeanstalt Leipzig-Dösen an Albert L. vom 26.1.1924, Privatarchiv Martin.



Direktion der Verwaltung der Landesanstalt

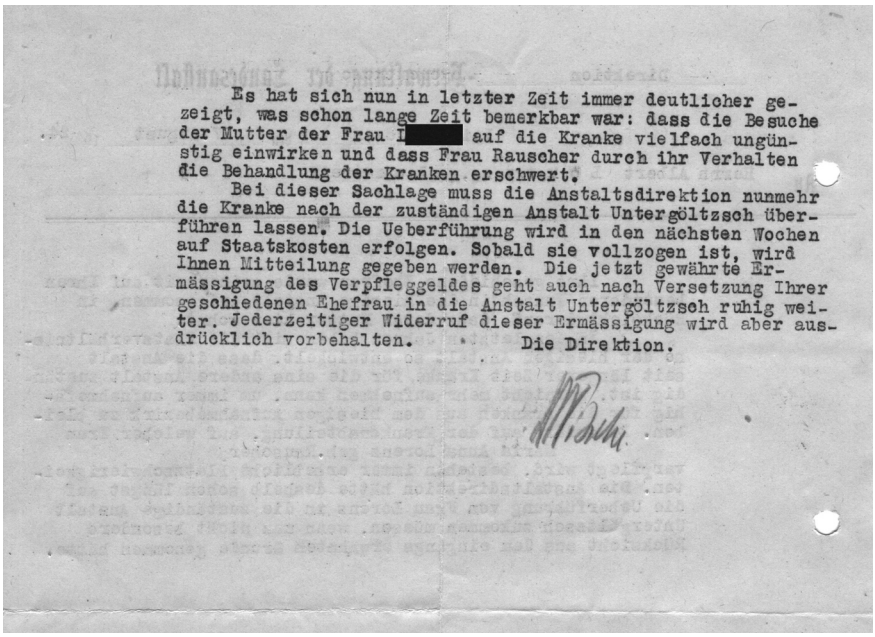
Leipzig-Dösen, den 27. August 19 24.

An Herrn Albert L [redacted], L a u t e r .

Ihre geschiedene Ehefrau wurde seinerzeit auf Ihren besonderen Wunsch in die hiesige Anstalt aufgenommen, in Rücksicht darauf, dass deren Mutter hier wohnt.

In den letzten Jahren haben sich die Platzverhältnisse der hiesigen Anstalt so entwickelt, dass die Anstalt seit längerer Zeit Kranke, für die eine andere Anstalt zuständig ist, garnicht mehr aufnehmen kann, um immer aufnahmefähig für die Kranken aus dem hiesigen Aufnahmebezirk zu bleiben. Besonders auf der Krankenabteilung, auf welcher Frau Maria Anna L[redacted] geb.Rauscher verpflegt wird, bestehen immer erhebliche Platzschwierigkeiten. Die Anstaltsdirektion hätte deshalb schon längst auf die Ueberführung von Frau L[redacted] in die zuständige Anstalt Untergöltzsch zukommen müssen, wenn man nicht besondere Rücksicht aus dem eingangs erwähnten Grunde genommen hätte.

Vordruck 56.



Es hat sich nun in letzter Zeit immer deutlicher gezeigt, was schon lange Zeit bemerkbar war: dass die Besuche der Mutter der Frau L[redacted] auf die Kranke vielfach ungünstig einwirken und dass Frau Rauscher durch ihr Verhalten die Behandlung der Kranken erschwert.

Bei dieser Sachlage muss die Anstaltsdirektion nunmehr die Kranke nach der zuständigen Anstalt Untergöltzsch überführen lassen. Die Ueberführung wird in den nächsten Wochen auf Staatskosten erfolgen. Sobald sie vollzogen ist, wird Ihnen Mitteilung gegeben werden. Die jetzt gewährte Ermässigung des Verpfleggeldes geht auch nach Versetzung Ihrer geschiedenen Ehefrau in die Anstalt Untergöltzsch ruhig weiter. Jederzeitiger Widerruf dieser Ermässigung wird aber ausdrücklich vorbehalten.

Die Direktion.

Die Anstalt Leipzig-Dösen teilt am 27. August 1924 meinem Urgroßvater Albert L. ausführlich mit, weshalb seine geschiedene Frau nach Untergöltzsch verlegt wird. Unterzeichnet ist das Schreiben von Anstaltsdirektor Hermann Paul Nitsche.

der hiesigen Anstalt so entwickelt, dass die Anstalt seit längerer Zeit Kranke, für die eine andere Anstalt zuständig ist, gar nicht mehr aufnehmen kann [...] Besonders auf der Krankenabteilung, auf welcher Frau Maria Anna L. geb. Rauscher verpflegt wird, bestehen immer erhebliche Platzschwierigkeiten. Die Anstaltsdirektion hätte deshalb schon längst auf die Überführung von Frau L. in die zuständige Anstalt Untergöltzsch zukommen müssen, wenn man nicht besondere Rücksicht aus dem eingangs erwähnten Grund genommen hätte. Es hat sich nun in letzter Zeit immer deutlicher gezeigt, was schon lange Zeit bemerkbar war: dass die Besuche der Mutter der Frau L. auf die Kranke vielfach ungünstig einwirken und dass Frau Rauscher durch ihr Verhalten die Behandlung der Kranken erschwert. Bei dieser Sachlage muss die Anstaltsdirektion nunmehr die Kranke nach der zuständigen Anstalt Untergöltzsch überführen lassen."[119] Ob Rosa wirklich die Behandlung ihrer Tochter erschwert oder dies nur als Grund für eine Verwaltungsentscheidung vorgeschoben wird, lässt sich rückblickend nicht klären. Gute zwei Jahre nach ihrer Ankunft in Dösen, am 15. September 1924, wird Anna in die Anstalt Untergöltzsch bei Rodewisch im Vogtland verlegt.

119 Heil- und Pflegeanstalt Leipzig-Dösen an Albert L. vom 27.8.1924, Privatarchiv Martin.

Untergöltzsch, 1924–1928

Die Heil- und Pflegeanstalt Untergöltzsch in Rodewisch wurde wie Dösen und Zschadraß als eine der neueren sächsischen Psychiatrien erbaut. 1893 im modernen Pavillon-Stil errichtet, verfügt sie über gut 40 Gebäude mit Platz für 750 Patienten. Die „Gelben Häuser“, wie sie im Volksmund genannt werden, sind mit gelbem und rotem Backstein gemauert und mit grau-blauem Schiefer gedeckt. Während des Ersten Weltkriegs, Ende 1917, wird die Anstalt komplett geräumt und als Reservelazarett genutzt, die Patienten auf die übrigen sächsischen Anstalten verteilt. Erst im Herbst 1920 kehren die ersten Kranken zurück. Mitte der 20er Jahre, als Anna nach Untergöltzsch kommt, steigt deren Zahl langsam wieder an: 1924 zählt die Anstalt 410, 1926 500 und 1927 600 Patienten. In diesen Jahren verbringen in den noch leer stehenden Anstaltshäusern Großstadtkinder, Beamtenfamilien und Studenten ihre Ferien. Erst 1930 wird die Einrichtung wieder voll belegt sein.[120]

Blick auf die parkähnliche Anlage der Anstalt Untergöltzsch. Links der durchlaufenden Straße sind die Frauen untergebracht. Rechts oben der Bahnhof, unten die angrenzenden Häuser von Rodewisch. Aufnahme um 1930

120 Christine Wagner, Psychiatrie und Nationalsozialismus in der Sächsischen Landesheil- und Pflegeanstalt Untergöltzsch, Diss. Univ. Dresden 2002, S. 11–19.

Die viel genutzte Bahnhofstraße, die das Städtchen Rodewisch mit der etwas abseits gelegenen Zugstation verbindet, trennt die parkähnliche Anlage in eine Frauen- und eine Männerseite. Anna wird im westlichen Gelände, im Frauenteil, untergebracht. Direkt entlang der Bahnhofstraße liegen die Verwaltungs- und Wirtschaftsgebäude. Die eigentlichen Häuser der Kranken sind an den entgegen gesetzten Enden, also möglichst weit weg vom Bahnhofs-Publikum, eingerichtet.[121]

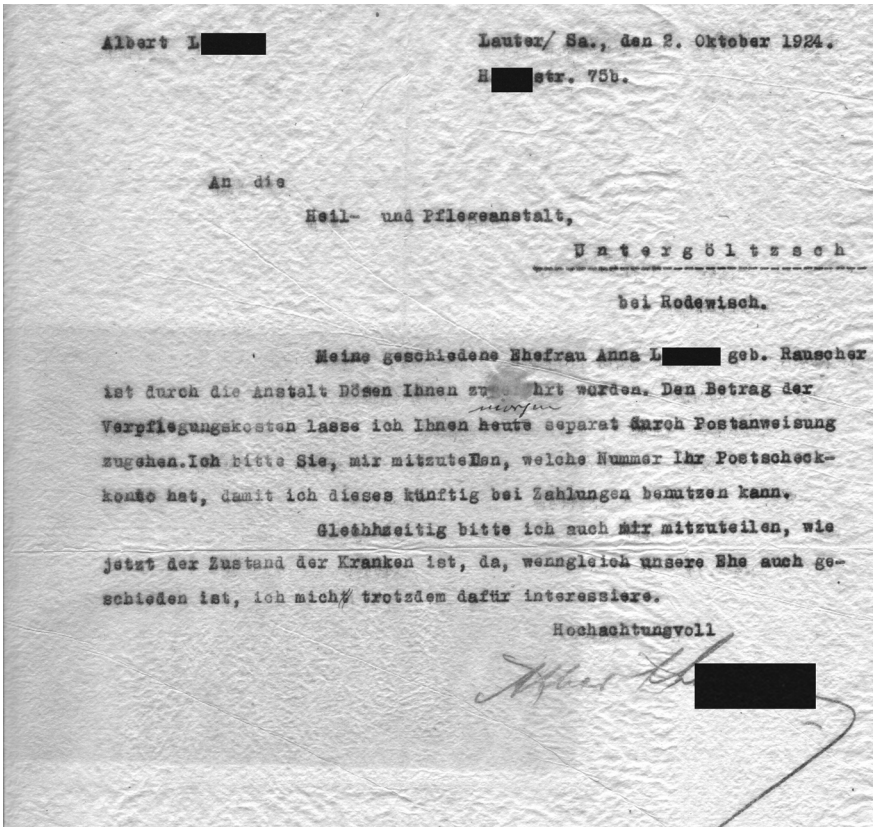
Annas Neuanfang in Untergöltzsch fordert die Kranke heraus, schließlich muss sie sich innerhalb von zweieinhalb Jahren an die dritte Einrichtung gewöhnen. Neue Patientinnen, neue Ärzte, neue Schwestern und Pfleger, neue Gebäude, ein neues Zimmer. Ihre Mutter kann nun nicht mehr jeden Sonntag vorbei kommen; Karl und Elly, Ernst und Selma werden sie nicht mehr besuchen. Sie sieht weder ihren geschiedenen Mann noch ihre Kinder. Meine Urgroßmutter muss sich dort viel stärker als zuvor abgeschnitten von der Außenwelt fühlen, ohne große Hoffnung, diese Irrenanstalt jemals wieder verlassen zu können. Dabei ist sie gerade mal 31 Jahre alt.

Erstaunlicherweise scheint Albert seine geschiedene Frau nicht ganz abgeschrieben zu haben. Zwei Wochen nach ihrer Verlegung, Anfang Oktober, schreibt er an die Heil- und Pflegeanstalt Untergöltzsch: „[...] bitte ich auch mir mitzuteilen, wie der Zustand der Kranken ist, da, wenngleich unsere Ehe auch geschieden ist, ich mich trotzdem dafür interessiere.“[122] Die Antwort macht ihm keine Hoffnung: „Das Befinden Ihrer geschiedenen Ehefrau Maria Anna L. bleibt dauernd unverändert: Seit der Aufnahme in die hiesige Anstalt ist Frau L. lebhaft, hat 1000 Wünsche, steht immer im Banne von ihren Wahnvorstellungen und Sinnestäuschungen.“ Die Zerfahrenheit, die sie noch in Dösen zeigte, scheint jetzt in den Hintergrund getreten zu sein, die Halluzinationen und Wahnideen dagegen scheinen im Vordergrund zu stehen. Sehr klar bleibt Anna darin, dass sie ihren geschiedenen Mann ablehnt, wie das Schreiben weiter zeigt: „Das Ansinnen, Ihnen ein paar Zeilen zu schreiben, weist sie beharrlich zurück.“[123]

Vermutlich in diesem turbulenten Scheidungsjahr geschieht im Lauterer Haushalt auf Alberts Anweisung etwas, was die Familie noch Jahrzehnte und Generationen später belasten wird. Anna wird von nun an totgeschwiegen. Rückblickend ist für mich als Urenkelin das gezielte Ausgrenzen aus der Familiengeschichte einer der schwierigsten Aspekte im Leben meiner Urgroßmutter.

Ihre Tochter, meine Großmutter, gerät dadurch ebenfalls in eine sehr schwierige Lage. Dem dreijährigen Erich erzählen alle, seine Mutter sei bei der Geburt gestorben. Der Junge lebt gut mit dieser Geschichte. Einerseits überleben Mütter damals häufiger Geburt und Kindbett nicht, andererseits zieht ihn seine Tante Martha seit dem dritten Lebensmonat groß. Ob er als Kind trotzdem spürt,

121 Schulze, Untergöltzsch, in: Johannes Bresler, Deutsche Heil- und Pflegeanstalten für Psychischkranke in Wort und Bild, Halle 1910, S. 437.
122 Albert L. an Heil- und Pflegeanstalt Untergöltzsch vom 2.10.1924, Privatarchiv Martin.
123 Heil- und Pflegeanstalt Untergöltzsch an Albert L. vom 10.10.1924, Privatarchiv Martin.



Albert L[redacted] Lauter/ Sa., den 2. Oktober 1924.
H[redacted]str. 75b.

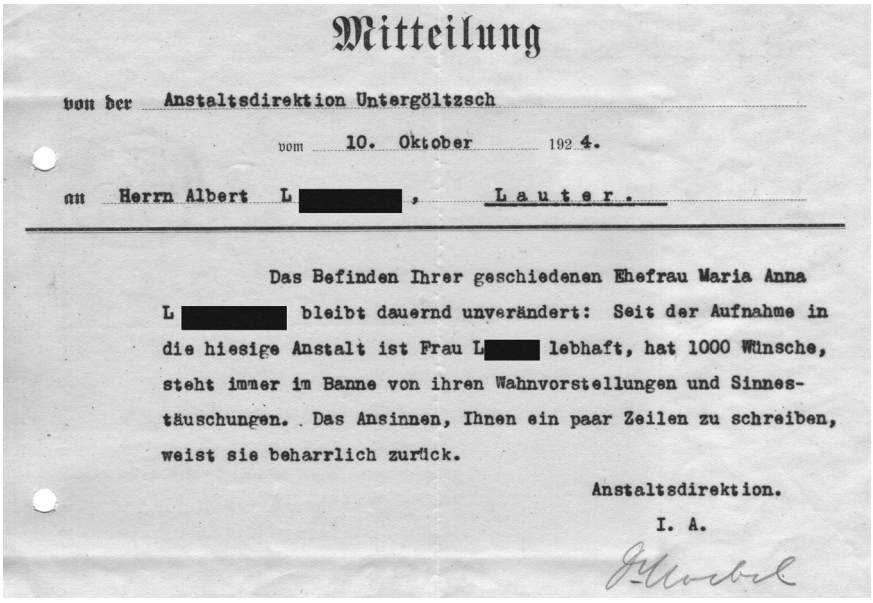
An die
Heil- und Pflegeanstalt,
Untergöltzsch
bei Rodewisch.

Meine geschiedene Ehefrau Anna L[redacted] geb. Rauscher ist durch die Anstalt Dösen Ihnen zu[illegible]hrt worden. Den Betrag der Verpflegungskosten lasse ich Ihnen heute separat durch Postanweisung zugehen. Ich bitte Sie, mir mitzuteilen, welche Nummer Ihr Postscheckkonto hat, damit ich dieses künftig bei Zahlungen benutzen kann.

Gleichzeitig bitte ich auch mir mitzuteilen, wie jetzt der Zustand der Kranken ist, da, wenngleich unsere Ehe auch geschieden ist, ich mich trotzdem dafür interessiere.

Hochachtungsvoll

Albert L[redacted]



Mitteilung

von der Anstaltsdirektion Untergöltzsch

vom 10. Oktober 1924.

an Herrn Albert L[redacted], Lauter.

Das Befinden Ihrer geschiedenen Ehefrau Maria Anna L[redacted] bleibt dauernd unverändert: Seit der Aufnahme in die hiesige Anstalt ist Frau L[redacted] lebhaft, hat 1000 Wünsche, steht immer im Banne von ihren Wahnvorstellungen und Sinnestäuschungen. Das Ansinnen, Ihnen ein paar Zeilen zu schreiben, weist sie beharrlich zurück.

Anstaltsdirektion.
I. A.

Briefwechsel zwischen Albert L. und der Anstaltsdirektion Untergöltzsch im Oktober 1924

dass an der Geschichte etwas nicht stimmte? Dazu hat sich mein Großonkel nie geäußert.

Für die zwölfjährige Lucie beginnt mit der Familienlüge auf jeden Fall ein seelischer Kraftakt. Einerseits darf sie Kontakt mit der Mutter halten, was ihr wahrscheinlich gut tut. So schickt sie ihr zum Beispiel zu Weihnachten 1924 „Stollen und [...] andere schöne Sachen“[124] in die Anstalt Untergöltzsch. Bis 1936 belegen die Dokumente aus der Korrespondenzmappe meines Urgroßvaters, dass Lucie ihrer Mutter Briefe schreibt und Päckchen sendet. Auf diese Art verhält sie sich ihrer Mutter gegenüber stets zuverlässig und loyal. Das geht später sogar so weit, dass sie offenbar für ihre Mutter die Illusion aufrecht erhält, beide Kinder wüssten, dass und wo sie lebt.

Andererseits erlebt das Mädchen zweimal, einmal mit fünf und einmal mit neun Jahren, wie Anna in die Anstalt gebracht wird. Wahrscheinlich empfindet sie darüber eine große Traurigkeit, gepaart mit Wut und Ärger, weil sie sich von der Mutter im Stich gelassen fühlt. Mit wem darf sie über ihre widersprüchlichen Gefühle sprechen? Hinter vorgehaltener Hand in der Familie, nur unter größter Verschwiegenheit mit einer Freundin? Auf jeden Fall nicht mit dem eigenen Bruder.

Das Tragische an Alberts Entscheidung ist, dass er es vermutlich gut meint: Er will seinem Sohn Kummer ersparen, ihn schonen, ihn irgendwie davor bewahren, selbst zu erkranken. Natürlich schützt sich Albert so selbst vor dem Schmerz, den sein Sohn mit Nachfragen hervorrufen könnte. Er kann dem Kind leichter den angeblichen Tod der Mutter erklären als eine komplizierte Psychiatriegeschichte. Dass der Kleine irgendwann, spätestens bei seiner Hochzeit, die echten Lebensdaten seiner Mutter erfahren hätte, dass die Wahrheit für ihn dann viel schlimmer gewesen wäre, spielt für den Vater erst einmal keine Rolle.

Erstaunlicherweise hält die Lüge gegenüber Erich über zehn Jahre. Der Lauterer Haushalt, also Martha und Albert G., Lucie und ihr Vater Albert kennen die wahre Geschichte, ebenso wahrscheinlich Nachbarn und andere Menschen aus dem Ort. Auch die erweiterte Familie Alberts weiß um Annas Schicksal. Erst Mitte der 30er Jahre erfährt der Junge, dass seine Mutter lebt. Doch auch dann wird nicht über sie gesprochen. Der Vater schweigt, und Lucie wird bis zu ihrem Tod fast acht Jahrzehnte später dem jüngeren Bruder nur wenige Informationen über das Leben der Mutter anvertrauen.

Gegen Ende des Jahres 1924 erhält Albert gehäuft Rechnungen für zerstörte Gegenstände. Anfang November 45 Pfennig für zerbrochenes Geschirr, vier Wochen später 3,40 Mark wiederum für zerbrochenes Geschirr und dann vier Tage später, am 2. Dezember, 9 Mark für zerstörte Fensterscheiben.[125] Anna scheint wieder von einer starken Unruhe ergriffen zu sein.

Ihr Zustand bessert sich auch nach dem Jahreswechsel wenig. Vormund Karl reist im Februar die rund 130 Zugkilometer von Leipzig nach Rodewisch. Sei-

124 Karl E. an Albert L., 17.2.1925, Privatarchiv Martin.
125 Heil- und Pflegeanstalt Untergöltzsch an Albert L. vom 3.11.1924, 28.11.1924, 2.12.1924, Privatarchiv Martin.

nem Schwager Albert schreibt er anschließend: „Endlich komme ich dazu, Dir etwas näheres über Annas Geisteszustand mitzuteilen. Es ist noch das alte Lied. Ich habe mit der Oberschwester selbst gesprochen; der Arzt hatte leider frei [...] Eine Besserung wäre, seitdem Anna in Untergöltzsch ist, nicht eingetreten. Es wird überhaupt nicht wieder werden.“[126] Erstaunlicherweise scheint die Familie immer noch auf eine Besserung zu hoffen. Dabei wäre die Scheidung im Jahr zuvor rechtlich gar nicht möglich gewesen, wenn Aussicht auf Heilung bestanden hätte. Vielleicht ist es das eine, die Ehe aufzulösen, das andere, Anna selbst ganz aufzugeben.

Karl schildert zunächst die Einschätzung der Oberschwester: „Anna wäre manchmal sehr hartnäckig und hat ein Zimmer für sich allein bekommen, da sie schon öfters Tassen und Teller auf den Fußboden geworfen hat.“ Hinter dieser freundlichen Formulierung verbirgt sich eine drastische Zwangsmaßnahme. Anna wird ins Isolierzimmer gesteckt, damit sie dort zur Ruhe kommt. Wie einsam sie sich in der neuen Umgebung fühlt, kann man aus dem Gespräch mit Karl herauslesen. „Wir unterhielten uns über alles mögliche. Ich frug sie, wie es ihr ginge. ‚Na‘, sagte sie, ‚es ist nun halt so: Ich wollte, ich wäre gestorben, denn Freunde habe ich nicht mehr auf der Erde‘.“

Gleichzeitig fragt sie Karl nach Neuigkeiten, nutzt ihn als willkommene Verbindung zur Außenwelt. Allerdings wird das Gespräch von ihren Wahngedanken geprägt. „In der Unterhaltung hat Anna nach allem gefragt. Sie wollte wissen, was ihre Kinder machen [...] Dann erzählte sie, dass sie bei der letzten Entbindung Zwillinge gehabt hätte. Eines der Kinder habe der Arzt tot gemacht. Sie hat aber die Sache zur Untersuchung schriftlich an das Haus Wettin weitergegeben, hätte aber noch keine Antwort erhalten. Sie wolle die Sache nicht ruhen lassen. Natürlich habe ich ihr alles widerlegt, aber sie glaubte mir nicht [...] Wir kamen auch auf unsere [E.’s] Kinder zu sprechen, ob die Mädels noch viel Geld verdienen. Wenn [ihr Sohn Erich] aus der Schule kommt, sagte Anna, sollte er Rechtswissenschaft studieren, um Rechtsanwalt, Arzt oder Pfarrer zu werden. Ich sollte mich an das Haus Wettin wenden und ein Gesuch machen wegen Stipendien und sollte mich nur auf Freifrau von Gröbern-Rauscher [vermutlich Gröger-Rauscher] berufen. Wenn das auch nichts hilft, sollte ich an Hindenburg schreiben, was bestimmt helfen würde. Denn sie wäre doch am Sächsischen Hofe gewesen, wo sie ein jeder kennt und hat doch auch die Kindererziehung gehabt. Ich sollte aber niemandem sagen, dass ich sie besucht habe.“

Aus diesem Brief wird die Wahnwelt meiner Urgroßmutter sehr deutlich. Wollte sie schon 1919 nach ihrer Scheidung den König von Sachsen heiraten, so verbindet sie sich jetzt mit dem ganzen sächsischen Königshaus, den Wettinern. Im Größenwahn erhebt sie sich zur „Freifrau von Gröger-Rauscher“. Gröger ist der Nachname ihres unehelichen Vaters, Rauscher der ihrer Mutter. Der Fantasie-Adelstitel kann heute rückblickend als ein Versuch verstanden werden, ihre uneheliche Herkunft, ihre unklare Identität ein Stück heil zu machen. Mit diesen Wahngedanken schafft sich Anna eine Parallelwelt zum tristen, demütigen-

126 Karl E. an Albert L. vom 17.2.1925.

den Alltagsleben. In dieser Welt stellt sie eine ganze und keine gebrochene Persönlichkeit dar.

Körperlich gehe es ihr wieder deutlich besser, findet Karl: „Ich bin 1 ½ Stunde mit ihr zusammen gewesen. Sie machte nicht den Eindruck einer Kranken. Sie sieht sehr gut aus, voll u. frisch. Die Leute, die mit im Besuchszimmer waren, sagten: Die Frau sieht doch nicht aus, als wenn sie krank wäre." Dazu trägt sicher bei, dass sich im Winter 1924/25 die Versorgung in der ganzen Weimarer Republik wie in den Anstalten verbessert hat. Im Jahresbericht des Landesgesundheitsamtes heißt es etwas umständlich: „1924 kam es nach Freigabe der Brennstoffbewirtschaftung sehr bald zu Erleichterung in der Brennmittelbeschaffung [...] 1924 gestaltete sich die Beköstigungswirtschaft wieder günstiger. Bei allen Kostteilnehmern trat ein normales Sättigungsgefühl ein. Die meisten Kranken nahmen an Gewicht zu."[127]

Dieser Besuch Karls ist der letzte Verwandtenbesuch, der in einem Brief beschrieben wird. Vielleicht liegt es daran, dass man beginnt, das Telefon für solche Berichte zu nutzen. Vielleicht auch lässt Annas beharrliche Weigerung, mit ihrem geschiedenen Mann in Kontakt zu sein, ihre Brücken in die Außenwelt abbröckeln. Das zeigt Alberts Reaktion auf Karls Brief: „Für Deine ausführlichen Mitteilungen besten Dank. Früher als im nächsten Jahr brauchst Du nicht wieder hinzufahren."[128]

Dabei sind die geschiedenen Eheleute rechtlich immer noch nicht ganz auseinander. Kurz nach Karls Besuch in der Anstalt wird Annas Vermögen neu verhandelt. Dies ist notwendig, da die im Scheidungsprozess genannten Zahlen aus der Hyperinflation des Jahres 1923 stammen und nun neu berechnet werden müssen. Dafür wird der gemeinsame Besitz, vor allem an Einrichtungsstücken, zwischen den beiden aufgeteilt. Nach dem damaligen § 1478 des Bürgerlichen Gesetzbuchs „fällt an den geisteskranken, geschiedenen Ehegatten der Theil des Vermögens, der seiner Herkunft nach oder nach Theilung des gütergemeinschaftlichen Gesammtgutes ihm gehört".[129] Angerechnet wird, dass das junge Paar zur Hochzeit Einrichtung und ähnliches im Wert von 1 800 Mark angeschafft oder besessen hatte. Albert geht „nach fast 13-jähriger Benutzung" nur noch von der Hälfte des Wertes aus. An diesen 900 Mark hat der Ehemann ein Eigentumsrecht von 1/3, bleiben für Anna „nur ca. 600 Mark Vermögenswert". Davon gehen die Gerichts- und Anwaltskosten in Höhe von 275 Mark ab, die laut Scheidungsurteil Anna bezahlen muss (was damals durchaus üblich war). So bleibt Anna ein Vermögen von 325 Reichsmark, das Karl für sein Mündel verwaltet.[130]

Im Dezember des Jahres 1925 entbrennt ein letzter ernsthafter Kampf um Annas Entlassung aus der Anstalt. Ihre Mutter Rosa Rauscher treibt dies voran, ihr Vormund Karl und ihr geschiedener Mann Albert wehren sich dagegen.

127 Landes-Gesundheitsamt Sachsen, 1923–24, S. 138–139.
128 Albert L. an Karl E. vom 7.3.1925, Privatarchiv Martin.
129 Bresler, Rechtspraxis, S. 11–12.
130 Albert L. an Karl E. vom 7.3.1925; Karl E. an Amtsgericht Schwarzenberg vom 8.3.1925, beide Privatarchiv Martin.

Rosa ist inzwischen 66 Jahre alt, lebt immer noch in Leipzig, vielleicht von dem Geld, das sie 1917 oder 1918 durch einen Hausverkauf in St. Joachimsthal geerbt hat. Wahrscheinlich besucht sie ihre Tochter gelegentlich. Anfang Dezember schreibt sie Karl einen Brief. Tenor: Anna gehe es besser, sie könne aus der Anstalt entlassen werden. Karl schreibt umgehend Annas behandelnden Arzt an und bittet um Nachricht, ob diese Angaben der Wahrheit entsprechen. Zeitgleich schickt er einen Brief an Albert und fragt seinen Schwager, ob er etwas Ähnliches von der Anstalt gehört habe. Zur Kenntnis legt er Rosas Schreiben bei.[131] Albert reagiert geradezu allergisch: „[...] gebe Dir anbei den beigelegten Brief von Anna's Mutter zurück. Der Inhalt lässt mich ganz kalt, denn dies ist wieder der übliche Kram, mit [dem] diese versucht, ihre Tochter aus der Anstalt heraus zu bekommen. Ich bin damit auf keinen Fall einverstanden, denn dass sich Anna's Zustand so weit gebessert hätte, dass sie als geheilt entlassen werden könnte, glaube ich nicht, wenn ich mir das von dem Arzt von Dösen beschworene Sachverständigen-Gutachten (bei meinem Ehescheidungsprocess) nochmals durchlese und eine Entlassung gegen ärztlichen Rat das zweite Mal auszuführen, würde ich direkt als eine schädliche Massnahme betrachten ... Jetzt, wo die Verhältnisse sich so sehr geändert haben,[132] darf auf eine Entlassung nur zugekommen werden, wenn die Anstalt diese von amtswegen für nicht nur unbedenklich erklärt, sondern dieselbe wegen Platzmangel direkt beansprucht. Hierauf glaube ich kann noch lange gewartet werden [...] Was Anna's Mutter schreibt, ist ja alles Blödsinn gewesen und zwar von jeher, sodass man deren Ratschläge grundsätzlich als falsch betrachten muss, wenn man selbst keine Fehler zu machen beabsichtigt [...] Dieser antworte nur, dass Du Deine Genehmigung zu einer Entlassung gegenwärtig nicht gibst, da hierzu Voraussetzung wäre, dass Anna von der Leitung der Anstalt als entlassungsfähig empfohlen wird, dies aber nicht zuträfe. Wann eine Entlassung in Frage käme, liesse sich heute überhaupt noch nicht absehen."[133]

So einen scharfen, stellenweise zynischen Tonfall hat Albert bisher in keinem Brief angeschlagen. Die Aussicht, dass seine geschiedene Frau wieder aus der Anstalt entlassen werden könnte, ängstigt ihn offenbar sehr. Leider wird aus den abgehefteten Briefen nicht klar, wie sich Rosa eine Entlassung Annas vorstellt: Ob sie auf die Außenfürsorge hofft, die Untergöltzsch seit einigen Jahren anbietet?[134] Ob sie ihre Tochter zu sich holen will, und dafür die Zustimmung des Vormundes benötigt? Oder ob sie beim Vormund auf die Entlassung drängt und Anna wieder bei der Familie in Lauter sieht? Letztere Variante ist in der Tat nach der Scheidung schwer vorstellbar. Dass Anna zu Rosa zieht, bleibt zumindest aus Sicht der Ärzte eine Möglichkeit. Diese antworten Karl auf seine Anfrage: „Frau Rosa Rauscher, die Mutter der seit dem 15. 9. 24 hier untergebrachten Frau

131 Karl E. an Albert L. vom 11.12.1925, Privatarchiv Martin.
132 Damit meint er wohl die Scheidung.
133 Albert L. an Karl E. vom 14.12.1925, Privatarchiv Martin.
134 Landes-Gesundheitsamt Sachsen (Hrsg.), Anstalten für Geisteskranke und Epileptische, in: Ders., Sechster Jahresbericht des Landes-Gesundheitsamtes über das Gesundheitswesen im Freistaat Sachsen auf die Jahre 1925–26, Dresden 1930, S. 130.

Maria Anna L., bleibt allen Erklärungen des Arztes gegenüber betreffs der schweren geistigen Erkrankung ihrer Tochter einsichtlos. Es ist ihr die Auskunft gegeben worden, dass sie auf eigene Gefahr jederzeit ihre Tochter aus der Anstaltsobhut entnehmen kann, sie müsse jedoch für so gute Unterbringung und ständige Behütung Sorge tragen, dass in der Außenwelt keine Unzuträglichkeiten entstünden. Von irgendwelcher Heilung der Geisteskrankheit kann bei Frau L. keine Rede sein."[135] Der Vormund interpretiert das ärztliche Schreiben in seinem und Alberts Sinne. Er teilt Rosa Rauscher mit, dass Annas Arzt „gar nicht daran denkt, sie zu entlassen".[136]

Die lässt es offenbar dabei bewenden, zumindest taucht das Thema nicht mehr in der Korrespondenz meines Urgroßvaters auf. Stattdessen verlegt sich die ältere Frau in den nächsten Jahren darauf, Anna so gut wie möglich in der Anstalt zu versorgen, ihr Briefpapier und andere Dinge zu schicken, die die Tochter sonst nicht bekäme.

Während Anna nun mit Gewissheit den Rest ihres Lebens in einer psychiatrischen Anstalt verbringen wird, bricht draußen ein neues Zeitalter an, die von späteren Generationen so genannten „goldenen zwanziger Jahre". Die Weimarer Republik blüht wirtschaftlich auf, gleichzeitig verändert sich der Alltag. Autos gehören bald selbstverständlich zum Stadtbild, das Motorrad wird das beliebteste Verkehrsmittel der Zeit. In ihrer Freizeit wollen die Deutschen konsumieren, sich entspannen und unterhalten lassen. Durch die neuen Medien entsteht erstmals eine Massenkultur. Mitte der Zwanziger gehen täglich etwa zwei Millionen Menschen in die Kinos. Wer es sich leisten kann, besucht Opernhäuser und Theater oder amüsiert sich in den zahlreichen Revuen der Großstädte. Ab 1923 werden Rundfunkgeräte immer beliebter. Gemeinsam mit der Schallplatte fördert das Radio die Verbreitung sich schnell abwechselnder Schlager und Tänze wie Charleston, Shimmy, Onestep oder Boston. Die Jüngeren schließen sich in Cliquen – wie man dies nun nennt – zusammen und hören Jazz. Der 1907 geborene Publizist Sebastian Haffner erinnert sich später, die Jahre von 1924 bis 1929 seien die einzige echte Friedenszeit seiner Generation gewesen.[137]

Wie viel von diesem neuen Lebensgefühl bis zur Familie L. durchdringt, ist nicht überliefert. Sie besitzt immerhin ein Grammophon und wird ab 1929 ein Radio ihr eigen nennen – als zweite Mietpartei in dem Neun-Familien-Haus. Die finanzielle Situation bleibt aber angespannt. Kurz vor Weihnachten 1925 schreibt Albert an Karl: „Bei uns ist alles gesund, bloss meine Brieftasche hat schon [seit] Monaten die Symptome der Schwindsucht und das Leiden will sich eben nicht bessern, sodass ich zu Weihnachten keine grossen Sprünge machen kann."[138]

Auch die Verhältnisse in den Anstalten bessern sich. Der Jahresbericht des Landesgesundheitsamtes merkt für die Jahre 1925 und 1926 an: „Bezüglich der

135 Heil- und Pflegeanstalt Untergöltzsch an Karl E. vom 19.12.1925, Privatarchiv Martin.
136 Karl E. an Albert L. vom 23.12.1925, Privatarchiv Martin.
137 Karlsch/Schäfer, Wirtschaftsgeschichte, S. 159; Andreas Austilat, Offene Rechnung von 1918. Nach 90 Jahren hat Deutschland immer noch Schulden aus dem Ersten Weltkrieg, in: Tagesspiegel vom 16.11.2008.
138 Albert L. an Karl E. vom 14.12.1925.

Heizung und Beleuchtung konnten in den Anstalten gegenüber der Kriegs- und Nachkriegszeit normale Verhältnisse eintreten. Auch in der Beköstigung wurden die Verhältnisse wieder normal. Die Kost konnte mit geringerer Mühe abwechslungsreich gestaltet werden."[139]

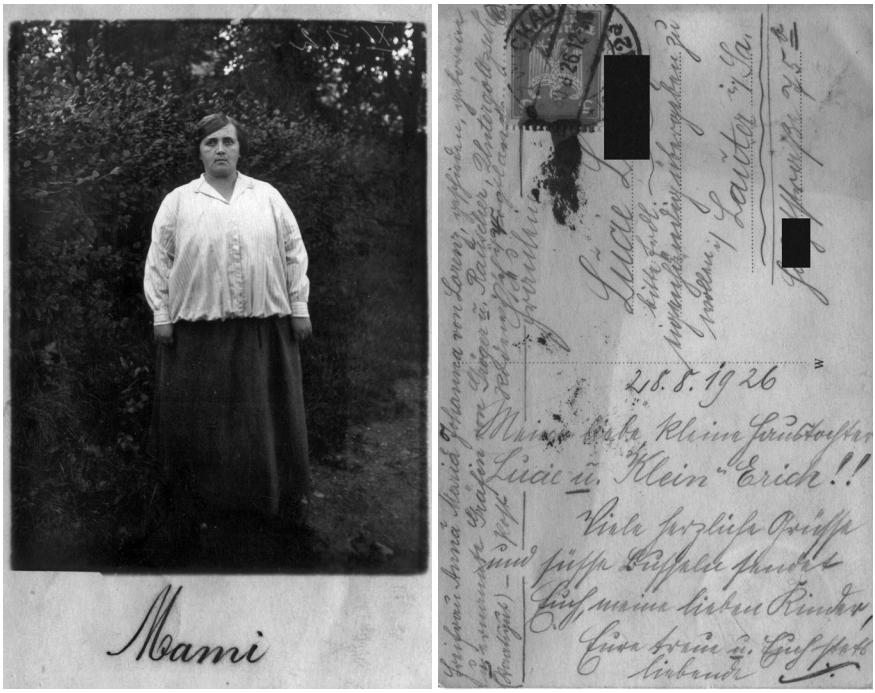
Allerdings werden erstmals seit Beginn des Ersten Weltkriegs wieder deutlich mehr Kranke aufgenommen. Wie der Historiker Hans Ludwig Siemen nachweist, steigt die Zahl der psychiatrischen Patienten im Deutschen Reich zwischen 1923 und 1929 um mehr als ein Drittel, von 185 000 auf 300 000.[140] Im sächsischen Jahresbericht heißt es: „Es wird verschiedentlich über Überfüllung einzelner Anstalten geklagt. In mehreren Anstalten, in welchen Häuser für nichtpsychiatrische Zwecke in Gebrauch genommen worden waren – als Jugendherberge, für Stadtkinder usw. – mußten diese Gäste verabschiedet werden, um für Kranke Platz zu machen [...] Besondere Schwierigkeiten erwuchsen [...] durch die namentlich in den Stationen für schwierige Kranke ungünstigen Platzverhältnisse. Das Ministerium suchte, hier wo es möglich war, durch andere Verteilung der Kranken auf die Anstalten Erleichterung zu schaffen."[141]

In der Zeit ändert sich ebenfalls die Behandlung der Kranken. „Namentlich im Jahr 1926 wurde in den Landesanstalten die Beschäftigungstherapie erweitert und die Bettbehandlung eingeschränkt", hält der Jahresbericht fest. „Die Erfahrungen, die man damit machte, waren sehr günstig. Die Übergangszeit stellte allerdings große Anforderungen an das ärztliche und Pflege-Personal, zumal dieses Personal in der jetzigen Zeit knapp bemessen ist [...] Vielfach werden [...] den Kranken zur Aufmunterung bei der Beschäftigung Vergütungen gewährt."[142]

Nach verstärkter Aktivität in der Anstalt Untergöltzsch sieht auch das nächste Lebenszeichen von Anna aus. Im August 1926 wird sie auf dem Anstaltsgelände fotografiert und der Abzug als Postkarte verarbeitet. Diese erreicht Ende August den Haushalt in Lauter. Das Bild zeigt eine Frau vor einer Hecke, mit aufgedunsenem Gedicht und fülligem Körper. Gekleidet in weißer Bluse und dunklem Rock, die Haare streng nach hinten frisiert, starrt sie sehr ernst in die Kamera. Welche Schuhe sie trägt, ist nicht zu erkennen. Dies ist das letzte bekannte Foto von Anna. Sie ist gerade 33 Jahre alt. Wenn man das Bild mit Aufnahmen aus den ersten Jahren der Ehe vergleicht, wirkt sie stark gealtert und verlebt. Allerdings bestätigt die Aufnahme die Beachtung Karls aus dem Jahr davor: Körperlich wirkt meine Urgroßmutter ganz gesund, voll und rund, von Abmagerung und Hunger keine Spur.

Die Karte gibt Hinweise auf ihren psychischen Zustand. Einerseits lebt sie ganz in ihren Wahnideen. Als Absender notiert sie: „Freifrau Anna Maria Johanna von L., geschieden, geborene u. ernannte Gräfin von Gröger u. Rauscher, Untergöltzsch (Staatsgut) – Post – Rodewisch i. Vogtland." Andererseits platziert

139 Landes-Gesundheitsamt Sachsen, 1925–26, S. 128.
140 Hans Ludwig Siemen, Menschen blieben auf der Strecke ... Psychiatrie zwischen Reform und Nationalsozialismus, Gütersloh 1987, S. 59.
141 Landes-Gesundheitsamt Sachsen, 1925–26, S. 128.
142 Ebenda.



Fotopostkarte vom 28. August 1926. Dies ist die letzte erhaltene Aufnahme meiner Urgroßmutter Anna.

sie den liebevollen Text an ihre Kinder ganz geschickt: Er beginnt auf der Rückseite mit den Zeilen: „Meine liebe, kleine Haustochter Lucie u. Klein ‚Erich'!! Viele herzliche Grüße und süsse Busseln sendet Euch, meine lieben Kinder, Eure treue u. Euch stets liebende" und setzt sich auf der Vorderseite, quasi als Bildunterschrift, fort mit dem Wort „Mami". Ihr Größenwahn begleitet sie also weiter, gleichzeitig schafft sie es, im Umgang mit ihren Kindern verständlich zu kommunizieren. Wie gut sie zudem die Situation in Lauter einschätzt, zeigt in der Anschrift der Hinweis an den Briefträger: „Lucie L., bitte frdl. eigenhändig übergeben zu wollen."[143] Ob die Karte jemals Lucies Hände erreicht oder gleich zensiert wird und in Alberts Korrespondenzsammlung landet, lässt sich nachträglich nicht mehr sagen.

Mit dieser Postkarte ändert sich etwas Grundlegendes in der Korrespondenzmappe meines Urgroßvaters. Es existieren für die nächsten 14 Jahre nur noch drei kurze Schreiben von Ärzten über Annas Zustand. Während zuvor mindestens jährliche Berichte ein grobes Bild über ihre Entwicklung boten, kann diese nun nicht mehr an solchen Dokumenten verfolgt werden. Dafür sind aus den folgenden Jahren acht Briefe und Postkarten meiner Urgroßmutter an ihre Kinder erhalten. Aus ihnen lässt sich aus heutiger Sicht zumindest Folgendes ablesen: Trotz ihrer unbehandelten Schizophrenie und trotz des langen Anstaltsaufent-

143 Anna L. an Lucie L. vom 28.8.1926, Privatarchiv Martin.

haltes bleiben Annas Denken, Handeln und Schreiben zusammenhängend. Ihre geistigen Fähigkeiten bewahrt sie. Die tiefen Gefühle für ihre Kinder kann sie weiterhin ausdrücken. Ihre Briefe sind bis zum Schluss geprägt von großer Liebe und Fürsorge. Dies ist eine erstaunliche Leistung, aber nicht völlig ungewöhnlich. Psychiater in den 20er und 30er Jahren wussten bereits, dass eine chronische Schizophrenie nicht zwangsläufig in „Verblödung" endet. Kranke können sich stabilisieren und sogar manchmal nach 10 oder 15 Jahren ganz unvermutet gesunden. Rückblickend wirkt meine Urgroßmutter trotz der schweren Erkrankung nicht wie ein hoffnungsloser Fall. Unter anderen Umständen hätte sie eine gute Chance gehabt, ein besseres Leben zu führen.

Zwei Jahre nach dem Versenden der Foto-Postkarte, im August 1928, endet Annas Aufenthalt in Untergöltzsch. Drei Tage vorher informiert die Anstaltsdirektion Albert, dass „aus Verwaltungsgründen [...] die Verlegung einer Anzahl Kranker aus der Anstalt Untergöltzsch nach der Landesanstalt Hubertusburg notwendig" werde.[144] Dahinter könnte eine Umstrukturierung stecken. Offentuberkulöse oder ansteckungsgefährliche Kranke aus allen sächsischen Landesanstalten werden in dem Jahr nach Untergöltzsch gebracht;[145] vermutlich werden dafür Patienten aus Untergöltzsch umverteilt. In der Mitteilung heißt es weiter:„Unter den zu verlegenden Kranken befindet sich auch Ihre geschiedene Gattin Anny L. geb. Rauscher." Überraschend, dass plötzlich Annas Rufname aus Jugendzeiten, „Anny", in einem Anstalts-Dokument auftaucht. Irgendwie hat die inzwischen 35-Jährige ihn sich bewahrt, trotz der vielen Anstaltswechsel. Jetzt wird sie 150 Kilometer nördlich in Richtung Leipzig verlegt, nahe bei Zschadraß, wo ihre Zeit in der Psychiatrie begann. Und muss sich wieder neu eingewöhnen: Neue Patientinnen, neue Ärzte, neue Schwestern.

144 Heil- und Pflegeanstalt Untergöltzsch vom 28.7.1928, Privatarchiv Martin.
145 Wagner, Psychiatrie, S. 19.

Hubertusburg, 1928–1932

Die Busfahrt am 1. August endet für Anna und die anderen Patienten im Vorhof des ehemaligen Jagdschlosses Hubertusburg, errichtet im 18. Jahrhundert unter dem sächsischen Kurprinzen Friedrich August II. Das Hauptgebäude beherbergt im Jahr 1928 vorwiegend männliche Patienten. Die Frauen sind auf angrenzende Nebengebäude und einige Häuser im Pavillon-Stil verteilt, die Anfang des 20. Jahrhunderts entstanden waren.[146]

Sechs Wochen nach Annas Ankunft bescheidet die Anstalt Albert: „Der Zustand von Frau Maria Anna L. ist unverändert. Sie lebt völlig in der Welt ihrer Wahn- und Grössenideen und stellt infolgedessen dauernd Ansprüche, die nicht erfüllt werden können. Körperlich geht es ihr gut.“[147]

Ob die Patientin aufgrund ihres Größenwahns hohe Forderungen stellt oder ob ihre Ansprüche nur gemessen am Anstaltsleben hoch sind, kann man rückwirkend nicht beurteilen. Denn die Situation in den psychiatrischen Anstalten verschärft sich durch den Anstieg der Patientenzahlen wieder. Dies wird auch in Hubertusburg spürbar. Am 12. Juli 1928, also kurz vor Annas Ankunft, leben dort 1 281 Kranke.[148] Genau zwei Jahre später, im Juli 1930 beträgt die Zahl

Eines der Nebengebäude für Frauen in der Heil-und Pflegeanstalt Hubertusburg

146 Kerstin Schmiedel, Die psychiatrische Behandlungspraxis in der Heil- und Pflegeanstalt Hubertusburg/Sachsen im Zeitraum 1918 bis 1932, Diss. Univ. Leipzig 1994, S. 19.
147 Heil- und Pflegeanstalt Hubertusburg an Albert L. vom 14.9.1928, Privatarchiv Martin.
148 Schmiedel, Behandlungspraxis, S. 16.

bereits 1463.[149] Die zusätzlichen Patienten können nur untergebracht werden, indem man jeden freien Quadratmeter nutzt. Zusätzliche Betten werden in die schon vollen Krankenzimmer eingeschoben oder beispielsweise Garderoben- zu Krankenräumen umfunktioniert.[150] Meine Urgroßmutter lebt auf der Station C7, in der „nach äußerster Ausnutzung der Räumlichkeiten" 205 Patientinnen einquartiert sind. Normal wäre eine Belegung mit 177 Kranken.[151]

Während Anna sich an enge Verhältnisse gewöhnen muss, entsteht 1928 in der Lauterer Wohnung mehr Platz: Marthas Sohn Albert, inzwischen 26 Jahre alt, zieht aus, weil er heiratet. Martha selbst bleibt im Haushalt ihres Bruders wohnen und kümmert sich um den sechsjährigen Erich, der seit Ostern zur Schule geht, und die 16-jährige Lucie, die ihr abschließendes Jahr an der Obererzgebirgischen Frauen- und Haushaltungsschule in der Nachbarstadt Schwarzenberg absolviert. Vater Albert kämpft darum, den beiden trotz seiner Zahlungsverpflichtungen für seine geschiedene Frau einen möglichst guten Start ins Leben zu ermöglichen. Das betont er über die Jahre immer wieder in Schreiben an Anstalten und das sächsische Innenministerium, in denen er um die Ermäßigung des Verpflegsatzes bittet. Schon 1924 argumentierte er: „Wenn ich zur Bezahlung [des vollen Satzes] in der Lage wäre, würde ich es tun, aber ich kann wegen der Krankheit der Mutter doch nicht meinen Kindern die Lebenshaltung erschweren. Ich denke, dass es doch schon genügt, wenn ich mit einer solchen Last nun beladen bin."[152] Im Februar 1929 teilt er der Anstalt Hubertusburg mit: „Der Aufenthalt meiner früheren Frau in den Anstalten kostet mich ja mit der Zeit ein Vermögen und dies geht alles auf Kosten meiner Kinder, denen einmal nichts zu erben bleiben wird."[153] Auch wenn es sicherlich geschickt ist, mit dem Schicksal der Kinder an das moralische Gewissen der Beamten zu appellieren, so klingt doch die ernste Sorge eines Vaters durch, der seinen Kindern finanziell gerne mehr bieten würde, aber dies aufgrund der zusätzlichen Belastung nicht vermag.

In dem Gesuch von Februar 1929 schildert Albert zudem erstaunlich offen Sorgen und Spannungen in der Familie, die sich als direkte oder indirekte Folge von Annas Krankheit entwickelt haben: „Meine Lebensverhältnisse haben im vergangenen Jahre keine Besserung erfahren, sondern das Gegenteil ist eingetreten. Meine Schwester Martha G., welche mir seit 10 Jahren die Wirtschaft führt, ist im vergangenen Jahr sehr kränklich geworden. Sie hat eine grosse Magensenkung und kann daher anstrengende Wirtschaftsarbeiten nicht mehr verrichten [...] Da meine Schwester schon so lange bei mir ist, habe ich die moralische Verpflichtung, dieselbe auch weiterhin bei mir zu behalten bzw. nunmehr erst recht für dieselbe zu sorgen. Ich kann nunmehr meine Tochter, die jetzt schulfrei wird, nicht in irgendwelche Stellung gehen lassen, sondern muss dieselbe vollständig zu Hause behalten. Also statt einer Erleichterung der

149 Ebenda, S. 20.
150 Ebenda, S. 18.
151 Ebenda, S. 19.
152 Albert L. an Heil-und Pflegeanstalt Leipzig-Dösen vom 3.5.1924, Privatarchiv Martin.
153 Albert L. an Heil-und Pflegeanstalt Hubertusburg vom 19.2.1929, Privatarchiv Martin.

Lebenshaltung ist bei mir eine Erschwerung eingetreten. Mein Mehrverdienst gegen das vorige Jahr spielt hierbei gar keine Rolle, denn derselbe ist durch die schon längere Krankheit meiner Schwester aufgebraucht worden [...] Ich bitte auch den Umstand mit zu berücksichtigen, dass mein Familienleben durch die nunmehr zehnjährige Krankheit meiner früheren Frau stark gestört ist und dass auf eine Wiederherstellung desselben so gut wie keine Aussicht besteht."[154] Leider deutet mein Urgroßvater mit dem letzten Satz nur an, dass Annas Krankheit tiefe Spuren in der Familie hinterlässt. Zu gerne wüsste ich als Urenkelin genauer, welche Konflikte er damit meint.

Die Ermäßigung des Verpflegsatzes wird genehmigt. Zwei Monate später, im April 1929, bekommt Albert die ersten Vorboten der Weltwirtschaftskrise zu spüren. Sein Tarifvertrag wird gekündigt; er akzeptiert einen neuen Vertrag, mit dem er monatlich statt 450 Mark brutto nur noch 400 Mark brutto verdient.[155] Von diesem immer noch passablen Einkommen gehen durchschnittlich 54 Mark für Annas Unterhaltskosten ab.

Ein halbes Jahr später, im Winter 1929/30, gerät Deutschland in den Strudel der Weltwirtschaftskrise, die sich aus dem Zusammenbruch der New Yorker Börse im Oktober 1929 entwickelt. Firmen brechen zusammen, Banken müssen schließen, die Arbeitslosigkeit erreicht bisher ungekannte Ausmaße. Zwischen September 1929 und Februar 1933 steigt die Zahl der Erwerbslosen in Deutschland von 1,3 auf über sechs Millionen. Armut und Kriminalität nehmen sprunghaft zu, sozialer Abstieg und gar Obdachlosigkeit bedrohen plötzlich auch die bürgerliche Schicht.

Wie immer, wenn der Staat in finanzielle Schwierigkeiten gerät, sind psychiatrische Anstalten frühzeitig betroffen. Ab 1930 wird dort eisern gespart.[156] Vielerorts sinkt der Betrag, der für die tägliche Ernährung eines Patienten aufgewendet wird. Manche Anstalten führen zusätzliche fleischfreie Tage ein. Kaffee wird durch Kaffee-Ersatz, Butter durch Margarine ersetzt. Personal wird reduziert, die Wochenarbeitszeit der verbleibenden Kräfte erhöht. Gleichzeitig prüft jede Anstaltsverwaltung, ob sie Patienten günstiger unterbringen kann. Allein in Sachsen werden zwischen dem 1. Januar 1930 und dem 31. Dezember 1936 insgesamt 2160 Kranke in billigere, nicht-psychiatrische Anstalten wie beispielsweise Pflegeheime verlegt.[157]

Aus der Zeit stammt Annas erster abgehefteter Brief aus Hubertusburg. Vergleicht man ihre Absenderzeile auf dem Umschlag mit derjenigen auf der Fotopostkarte von 1926, so scheint ihr Größenwahn eher zugenommen zu haben. Jetzt bezeichnet sie sich als „Regierende Gräfin und Freifrau von Gröger und Rauscher alias regierende Fürstin von Hohenzollern Anna Maria Johanna Freifrau von L. (geschieden) Freifrau von Samuel, getrt. Freifrau von Kuhlmann etc., in der Heilanstalt Hubertusburg".[158] Gleichzeitig bewegt sie sich im eigentlichen

154 Ebenda.
155 Verdienstbescheinigung der Sächsischen Emaillier- und Stanzwerke Lauter vom 24.2.1930, Privatarchiv Martin.
156 Faulstich, Hungersterben, S. 88.
157 Ebenda, S. 95.
158 Anna L. an Lucie und Erich L. vom 5.5.1930, Privatarchiv Martin.

Brief relativ sicher in der realen Welt. Sie bedankt sich überschwenglich für das Geschenk zu ihrem 37. Geburtstag, den sie zwei Wochen zuvor feierte: „Meine lieben, herzigen Lieblinge Lucie u. Erich!! Hocherfreut hatte mich Euer süsser Glückwunsch in Form von einer schönen Bonboniere u. wohlschmeckenden Inhalts. Auch für das liebevolle Briefchen sage ich Euch (endlich) hierdurch vielen herzlichsten Dank! Ich habe mich über Beides riesig gefreut u. habe die prächtigen Süßigkeiten m. bestem Appetit u. bei Wohlbefinden baldigst u. ganz allein verspeist. Aber die Pralinen u. auch die Blumen haben fein geschmeckt! Kauft Ihr Euch denn auch fleißig Chokolade-Süssigkeiten? Vergesset nicht darauf, lb. Lucie u lb. Erich und vergönnet öfters Euch was so Feines, das könnt Ihr Euch schon leisten! Ich aß sowas zuhause alle Tage! Hoffentlich seid Ihr Alle wohlauf u. munter u. habet die lb. Osterfeiertage recht fröhlich verlebt. Ich muß mich schon noch entschuldigen, weil ich Euch lb. guten Lieblingen keinen Ostergruß sandte. Meine Schreibpapiere, Karten etc. waren aber leider bis auf Nichts aufgebraucht und somit war es mir unmöglich, schreiben zu können. Verzeiht bitte u. seid versichert, daß ich Euch Allen stets das Beste u Liebste zu den Festen im Jahr wünsche ob ich schreib oder nicht! Vielleicht komme ich bald selber mal zu Euch in Kürze, dann hat die böse Trennungszeit ein Ende. Herzlichste Grüße u Küsse sendet Euch Eure treue Mami.“[159]

Der Brief ist zwar etwas kindlich und für eine 18-jährige Tochter nicht mehr angemessen formuliert, drückt aber Sorge um und tiefe Zuneigung für die Kinder aus. Ihre Sprache ist stellenweise etwas fahrig, aber dafür ist sie sonst richtig orientiert. Sie weiß, dass und weshalb sie den Ostergruß nicht senden konnte und entschuldigt sich dafür. Die Hoffnung, ihre Kinder bald wiederzusehen, hat sie nicht aufgegeben.

Kein Wort über die schwierigen Zustände in der Anstalt, die Raumnot, die sich langsam wieder verschlechternde Ernährung. Sie belastet ihre Kinder nicht mit Klagen. Lediglich ihre Aussage, dass sie die Süßigkeiten „baldigst und ganz allein verspeist“ hat, könnte man als Hinweis deuten, dass dies etwas sehr Ungewöhnliches in ihrem Alltag darstellt.

Seit meine Urgroßmutter vor zwölf Jahren zum ersten Mal in einer psychiatrischen Anstalt aufgenommen wurde, hat sich die Psychiatrie als Wissenschaft zwar weiter entwickelt, bei der Therapie von schizophrenen Psychosen aber noch keinen Durchbruch erzielt. In Hubertusburg werden Anfang der 1930er Jahre schlaffördernde Medikamente wie Veronal, Trional und Sulfonal zur Behandlung von Schizophrenie-Patienten benutzt, außerdem werden Paraldehyd und Scopolamin als Schlaf- und Beruhigungsmittel eingesetzt.[160] In einem Fachartikel aus dem Jahr 1930 räumt die Hubertusburger Ärztin Hedwig Schottky-Meyer ein, wie wenig die Anstaltsärzte die Erkrankung selbst verstehen: „Der Krankheitsbegriff der Schizophrenie ist ein so umfassender, Einzelheiten und Zusammenhänge sind vielfach noch so wenig geklärt, daß der Versuch, eine einigermaßen vollständige Übersicht über die im Hinblick auf die arbeitsthera-

159 Ebenda.
160 Schmiedel, Behandlungspraxis, S. 65.

peutische Beeinflussung vorhandenen Typen zu geben, von vornherein als aussichtslos erscheinen würde."[161]

Die Arbeitstherapie wird in Hubertusburg inzwischen als Mittel der Wahl genutzt. Im Dezember 1930 werden 90 Prozent aller Frauen und Männer therapeutisch beschäftigt,[162] Schottky-Meyer schreibt: „Lebhaft halluzinierende Kranke finden in körperlicher Arbeit vielfach eine willkommene Ablenkung."[163] Ob Anna zur Mehrheit der arbeitenden Patienten gehört, ist nicht bekannt.

Die Weltwirtschaftskrise verschärft im Jahr 1931 die Lage Hubertusburg. Die Zahl der Patienten steigt so weit an, dass Korridore mit Betten belegt und bei besonderem Andrang Tagesräume nachts zur Unterbringung von Patienten genutzt werden.[164]

In Lauter kommt es zu Massenentlassungen. Im Januar 1931 beschäftigen die Sächsischen Emaillier- und Stanzwerke nur noch etwa die Hälfte der bisherigen Arbeiter.[165] Mein Urgroßvater hat Glück. Er bleibt weiter als Korrespondent angestellt, muss aber stufenweise erhebliche Gehaltseinschnitte akzeptieren. Ab dem 1. Juli 1931 verdient er monatlich 325 Mark brutto, ein Viertel weniger als Anfang 1929. Damit sinkt sein Einkommen unter die Bemessungsgrenze, und es greift ein Mechanismus, der bisher undenkbar war: Anna wird ein Fall für die öffentliche Fürsorge. Ab 1. Juli trägt der Bezirksfürsorgeverband Schwarzenberg die Anstaltskosten. Allerdings muss Albert, der ja trotz allem ein Einkommen hat, 40 Mark monatlich an den Verband erstatten.[166] Ob und wie lange er diese Zahlung leistet, lässt sich nicht mehr ermitteln. Dokumentiert ist lediglich, dass sein Einkommen zum 1. Dezember 1931 noch einmal leicht sinkt, auf monatlich 310 Mark brutto.[167]

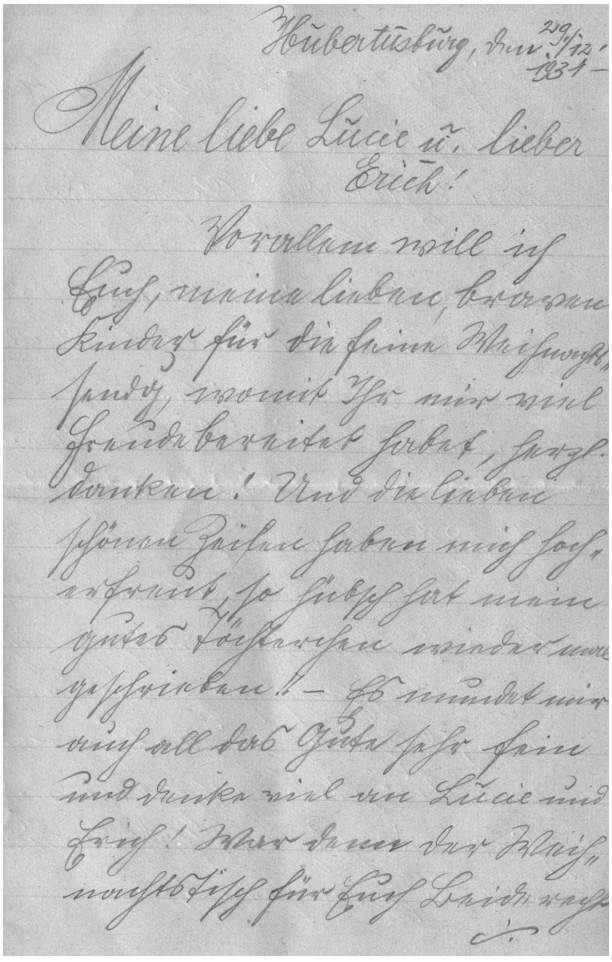
Zu der Zeit lebt allerdings schon ein Esser weniger im Haus: Die 19-jährige Tochter Lucie, die zwei Jahre lang wegen Marthas Erkrankung den Haushalt führen musste, geht in diesem Jahr in Stellung. Ob dies passiert, weil es Martha besser geht oder weil zu Hause das Geld so knapp wird? Die junge Frau kommt in der Bäckerei eines Nachbarortes unter, wo sie als „Mädchen für alles" verkauft, putzt und im Haushalt hilft.

Aus dem Winter 1931 ist ein Weihnachtsbrief von Anna erhalten. Am 29. Dezember schreibt sie: „Meine liebe Lucie u lieber Erich! Vorallem will ich Euch, meine lieben, braven Kinder für die feine Weihnachtssendg. womit Ihr mir viel Freude bereitet habet, herzl. danken! Und die lieben schönen Briefen haben mich hocherfreut, so hübsch hat mein gutes Töchterchen wieder mal geschrieben! – Es mundet mir auch all das Gute sehr fein und denke viel an Lucie und Erich! War denn der Weihnachtstisch für Euch beide recht reichlich bestellt und

161 Hedwig Schottky-Meyer, Zur Frage der Beeinflussung schizophrener Kranker, in: Psychiatrisch-neurologische Wochenschrift 32 (1930), S. 31.
162 Schmiedel, Behandlungspraxis, S. 60.
163 Schottky-Meyer, Beeinflussung, S. 31
164 Schmiedel, Behandlungspraxis, S. 65.
165 Albert L. an Heil- und Pflegeanstalt Hubertusburg vom 27.2.1931, Privatarchiv Martin.
166 Gemeinderat Lauter an Albert L. vom 28.8.1931, Privatarchiv Martin.
167 Verdienstbescheinigung der Sächsischen Emaillier- und Stanzwerke Lauter vom 4.1.1932, Privatarchiv Martin.

sind alle Wünsche in Erfüllung gegangen? Hat das Christkind an meine Lieblinge reich gedacht und mit allem Nötigen Lucie u Erich bedacht?

Am meisten freute mich wohl auch die Nachricht, daß ich bald von Euch Besuch bekommen werde! Bin wieder etwas kränker u kann vorläufig nicht ans Nachhausefahren denken, deshalb wird es sehr lieb von Dir, lb. Lucie sein, mich hier zu besuchen! Das wird aber schön sein! In Lauter ist sicher viel Schnee u mein lb. Erich kann fleißig rodeln! Bleibet Beide hübsch gesund und wohlauf! Waren die Feiertage gut verlaufen? Recht glückliches u. gesundes Neujahr Euch, meine liebe Lucie u Erich, wünschend, begrüßt küßt Euch vielmals herzlichst Eure treue Mami, Frau Anni L.“



Die erste Seite des Briefes meiner Urgroßmutter an ihre beiden Kinder vom 29. Dezember 1931

Zum ersten Mal wird hier in einem Brief aus der Korrespondenzmappe ein geplanter Besuch der Kinder bzw. der Tochter erwähnt. Ob es tatsächlich dazu gekommen ist, ist nicht überliefert. Als Urenkelin stelle ich mir vor, dass Lucies Auszug aus der Familienwohnung in Lauter diese neue Möglichkeit eröffnet hat. Die junge Frau verdient ein wenig eigenes Geld und steht nicht mehr direkt unter der Fuchtel ihres Vaters. Ohne dass der kleine Bruder Erich etwas davon mitbekommt, könnte sie den Besuch in Hubertusburg arrangieren. Vermutlich müsste sie dafür bei Verwandten in Leipzig übernachten, die aber alle Annas Schicksal kennen.

In diesem Winter verschärft sich die wirtschaftliche Lage in Deutschland. Im Februar 1932 sind 6,7 Millionen Menschen, über 30 Prozent der erwerbsfähigen Bevölkerung, arbeitslos – mehr als in irgendeinem anderen Land der Welt. Im Herbst 1932 lebt über ein Drittel der Deutschen von öffentlichen Zuwendungen. Die Gesellschaft radikalisiert sich, viele Menschen suchen nach einfachen Lösungen. Adolf Hitlers NSDAP verbucht bei Wahlen große Erfolge.

Wie steht mein Urgroßvater Albert in dieser Zeit politisch? Erich erinnert sich, dass sich sein Vater kritisch über die Nazis äußerte. Gleichzeitig ist Albert Mitglied des Deutschnationalen Handlungsgehilfenverbandes (DHV), einer Gewerkschaft, die seit ihrer Gründung im Jahr 1893 völkisches und antisemitisches Denken propagiert. In den 1920er Jahren orientiert sich der Verband zur bürgerlichen Mitte hin, schließt aber weiterhin Juden, Frauen und politische Linke als Mitglieder aus.[168] Albert wendet sich 1924 hilfesuchend an den DHV, als er im Streit um Verpflegkosten mit der Anstalt Dösen sächsische Landtagsabgeordnete ansprechen will.[169] In der Korrespondenzmappe findet sich zudem das Festprogramm eines festlichen Abends der DHV-Ortsgruppe Lauter vom 3. November 1928. Wer Mitglied im DHV ist, kann die kulturellen Aktivitäten und Angebote wie Arbeitsvermittlung und Rechtsschutz nutzen. Gleichzeitig lassen sich stereotype Feindbilder wie der globale Freihandel, das internationale Judentum, eine international ausgerichtete Sozialdemokratie und Frauenemanzipation im Büro pflegen. Dies entspricht einer verbreiteten Haltung der bürgerlichen Mitte in der Weimarer Republik, die den Aufstieg des Nationalsozialismus mit ermöglicht.

Ende 1932 passiert etwas, das bisher undenkbar war. Am 16. Dezember wird Anna in eine andere Landesanstalt verlegt, ohne dass ihr Vormund beziehungsweise ihr geschiedener Mann informiert werden. Weder die abgebende Anstalt Hubertusburg noch die aufnehmende Einrichtung, die Landesanstalt Arnsdorf bei Dresden, senden eine Mitteilung. Über 70 Jahre später ist schwer einzuschätzen, woran dies liegt: Ob es ein Versehen ist oder die Achtlosigkeit gegenüber einer der vielen chronisch Kranken, die von der staatlichen Fürsorge abhängen.

168 Katja Nerger/Rüdiger Zimmermann, Zwischen Antisemitismus und Interessenvertretung. Periodika und Festschriften des Deutschnationalen Handlungsgehilfen-Verbandes in der Bibliothek der Friedrich-Ebert-Stiftung, Bonn 2005, S. 10–12.

169 Albert L. an Geschäftsführer Neumann, DHV, Zwickau vom 15.8.1924, Privatarchiv Martin.

Glücklicherweise meldet sich Anna selbst bei ihren Kindern. Nach den Weihnachtsfeiertagen, am 12. Januar 1933, schreibt sie einen Dankesbrief. Ausführlich lobt sie darin das Weihnachtspaket, das sie offenbar trotz des Umzugs rechtzeitig erhalten hat. Ein fröhlicher, detailgenauer Brief, konzentriert und mit Sinn für ihre eigene Situation verfasst. „Meine liebe, gute Lucie! Mein lieber kleiner Erich! Hocherfreut war ich über das feine Paket mit Inhalt: Ein wohlschmeckender Königskuchen, hochfein mundende Honigplätzchen ((Meine liebe Lucie hat aber sehr fein gebacken, da kann man sehen, wie die Zeit vergeht, schon solange bin ich in der Heilanstalt, sodaß ich bereits schon große Kinder (derweil) habe.)) Schokolade und Pralinen habe ich mit gutem Appetit verspeist, die Ölsardinen ließ ich mir gut schmecken und Aepfel und Nüsse und das schöne Schokoladenherz haben mir außerdem viel Freude bereitet und sind mir sehr gut bekommen!

Es war das einzige Paket was ich heuer erhielt. Wollte mich auch mal revanschieren und sandte Euch zum Neujahrsgeschenk=Tage jeden von Euch zu Haus, meine kleine Sendung Schokoladenware von H u. W Dresden dh. meine Vermittelungen zwischen Mir und Euch, meine lb. Kinder. Laßt es Euch gut bekommen und kauft öfters was Gutes!

Ich sage Euch, meine lieben Kinder, vielmals herzlichsten Dank dafür und hoffe und wünsche, daß Ihr die Feiertage bei bestem Wohlbefinden verlebt habet! Freue mich schon sehr auf ein liebes Bildchen von Euch, meine liebe Lucie u. lb braver Erich, hoffentlich ist es mal möglich, daß ich Besuch von Euch bekommen werde. Darüber würde ich mich sosehr freuen! Von Großmutti habe ich kein Paket gesandt bekommen, weil noch Bahnsperre [ist] und daher könnt Ihr Euch denken, wie sehr ich mich über Eure schöne Sendung gefreut habe! Bleibet beide recht wohl und gesund, ich wünsche Euch im neuen Jahre noch nachträglich mein Glück u. Segen, möge es Euch noch viel Freude bringen.

Durch die Übersiedlung nach Arnsdorf/Sa. habe ich dies Jahr noch nicht eher schreiben können. nach Hause, sodaß ich heute deshalb um Entschuldigung bitten muß! Von Arnsdorf habe ich auch ein hübsches Weihnachtsfest bereitet bekommen und auch einige hübsche Geschenke, auch Pfefferkuchen, Nüsse, Aepfel und Schokolade u. Stollen. Ihr wißt schon, dass ich keinen Hefestollen essen kann, daher habe ich kein Gebäck mit Hefe gegessen u somit war Euer Kuchen der einzigste! Viele herzlichste Grüße und Küsse sendet Euch Eure treue Mami“[170]

Einen knappen Monat später schreibt Annas Vormund Karl die Anstalt in Arnsdorf an. Diese antwortet umgehend: „Auf Ihre Anfrage […] teilen wir Ihnen mit, daß Ihr Mündel, Frau Anna Maria L. geb. Rauscher wegen Überfüllung der

170 Anna L. an Lucie und Erich L. vom 12.1.1933, Privatarchiv Martin.

Anstalt Hubertusburg nach hier verlegt wurde. Der Gesundheitszustand der Frau L. hat sich nicht geändert. Sie äußert stets eine Menge phantastischer Wahnideen, ist aber in ihrem Verhalten ruhig und ziemlich geordnet.“[171]

Die fast zeitgleich entstandenen Briefe zeigen zwei völlig verschiedene Bilder der Patientin: Einerseits die Anstaltspatientin Anna, die ganz in ihrer Wahnwelt gefangen lebt, und andererseits die Mutter Anna, die ihren Kindern herzlich zugewandt ist. Aus heutiger Sicht würde man dies als typisch für ihre schizophrene Erkrankung ansehen, in der beeinträchtigtes und unbeeinträchtigtes Empfinden und Handeln nebeneinander bestehen können. Ob im Anstaltsalltag diese gesunde Seite, die sie offensichtlich immer noch stark in sich trägt, wahrgenommen wird?

Dafür bleibt vermutlich wenig Raum und Zeit. Die Heil- und Pflegeanstalt Arnsdorf ist im Jahr 1933 mit 1649 Patienten bereits völlig überbelegt. Die Patientenzahl wird bis 1938 auf 1746 steigen.[172] Zudem werden in die Einrichtung bis 1938 keine frisch Erkrankten, sondern nur die schweren oder als unheilbar geltenden Fälle aus den anderen sechs sächsischen Landesanstalten verlegt.[173] Arnsdorf gilt in Sachsen als Verwahranstalt für chronisch Kranke.

Luftaufnahme von Arnsdorf aus dem Jahr 1932. Die Landesanstalt ist im hinteren Teil des Ortes an den großen Gebäuden zu erkennen.

171 Heil- und Pflegeanstalt Arnsdorf an Karl E. vom 10.2.1933, Privatarchiv Martin.
172 Steffen Oeser, Die sächsische Landesanstalt Arnsdorf von 1912 bis 1945. Von der Irrenpflegeanstalt zur nationalsozialistischen Musteranstalt, Diss. Univ. Dresden 2005, S. 228.
173 Ebenda, S. 184.

Bei der Ankunft meiner Urgroßmutter wird die Krankenkarteikarte angelegt, die ich 75 Jahre später als Kopie von der Gedenkstätte Pirna-Sonnenstein erhalten werde.[174] Auf ihr ist als Diagnose „Schizophrenie“ vermerkt. Die Karteikarte ist das einzige erhaltene medizinische Dokument aus Annas Psychiatriezeit. Wann die Diagnose „Schizophrenie“ das erste Mal gestellt wurde, lässt sich nicht rekonstruieren.

Zu Beginn wird Anna im Gebäude A1 untergebracht (1935 und 36 wird sie in Gebäude B10 leben).[175] Im Rahmen der Beschäftigungstherapie, so teilt die Anstalt einige Monate später mit, „beschäftigt [sie] sich meist mit Stricken“.[176] In Arnsdorf spielt sich die Arbeitstherapie für die Frauen vorwiegend auf den Stationen ab. Dort erledigen sie Handarbeiten oder bessern Wäsche aus, einige wenige helfen in der Küche oder der Gärtnerei.[177]

Am 15. Juli schickt Albert ein längeres Schreiben an die Anstalt, das dokumentiert, wie sehr die Familie immer noch mit der Kranken verbunden ist. „Meine frühere Ehefrau Anna L. geb. Rauscher ist dort untergebracht. Für den Fall, dass es Ihnen noch nicht bekannt ist, teile ich Ihnen mit, dass die Mutter der Vorerwähnten schon im Februar dieses Jahres verstorben ist. Ich überlasse es Ihnen, diese Mitteilung an die Kranke weiter zu geben, ich selbst stehe ja nicht mehr in Korrespondenz mit ihr, weil sie Briefe von mir schon seit ca. 10 Jahren nicht mehr beantwortet und ich habe daher – weil zwecklos – jeden Briefwechsel eingestellt.

Es wäre mir aber erwünscht zu hören, wie das Befinden der Kranken gegenwärtig ist. Meine Tochter fragte kürzlich darnach, als sie mich besuchte. Hierbei erwähnte letztere, dass sie zum Geburtstag ihrer Mutter (25. April) ein Paket nach Arnsdorf gesandt habe, es sei jedoch keinerlei Nachricht von ihrer Mutter eingegangen und sie wüsste daher nicht, ob das Paket angekommen wäre. Ich wäre Ihnen verbunden, wenn Sie nachforschen würden, ob dieses Paket seinerzeit angekommen ist und sehe hierüber einem Bescheid gern bald entgegen.“[178] Der Brief bestätigt, dass im Lauterer Haushalt offen über Anna gesprochen wird, wenn der inzwischen elfjährige Sohn Erich nicht mit am Tisch sitzt. Wie verquer muss dieses Geheimnis in der Familie liegen.

Es erstaunt zudem, dass Albert sich neun Jahre nach der Scheidung noch rechtfertigt, dass er keinen Briefkontakt mehr mit der Patientin pflegt, und ihr dafür die Schuld gibt. Ob er sich vor sich selbst oder vor der Anstalt rechtfertigt? Gleichzeitig spielt er offenbar gerne den Boten für seine Tochter. Deren Sorge legt nahe, dass Anna sich immer prompt für Pakete zu Weihnachten und zum Geburtstag bedankte und dies erstmals ausfiel.

Vielleicht aber treibt eine andere Entwicklung Lucie und eventuell auch Albert zur Nachforschung. Seit Anfang des Jahres sind die Nationalsozialisten

174 Krankenkarteikarte Maria Anna L., geb. Rauscher, Landesheil- und Pflegeanstalt Arnsdorf, Akten Nr. 216, Archiv der Gedenkstätte Pirna-Sonnenstein.
175 Die Stationsbezeichnungen notierte Anna teilweise in den Absenderzeilen auf den Umschlägen ihrer Briefe.
176 Landesheil- und Pflegeanstalt Arnsdorf an Albert L. vom 17.7.1933, Privatarchiv Martin.
177 Oeser, Arnsdorf, S. 146
178 Albert L. an Heil- und Pflegeanstalt Arnsdorf vom 15.7.1933, Privatarchiv Martin.

Albert L[redacted]

Lauter/Sa., den 15. Juli 1933.
H[redacted]str.75b.

An die

Verwaltung der Landesanstalt

A r n s d o r f /Sa.

Meine frühere Ehefrau Anna L[redacted] geb. Rauscher ist dort untergebracht. Für den Fall, dass es Ihnen noch nicht bekannt ist, teile ich Ihnen mit, dass die Mutter der Vorerwähnten schon im Februar dieses Jahres verstorben ist. Ich überlasse es Ihnen, diese Mitteilung an die Kranke weiterzugeben, ich selbst stehe ja nicht mehr in Korrespondenz mit ihr, weil sie Briefe von mir schon seit ca. 10 Jahr nicht mehr beantwortet hat und ich habe daher -weil zwecklos- jeden Briefwechsel eingestellt.

Es wäre mir aber erwünscht zu hören, wie das Befinden der Kranken gegenwärtig ist. Meine Tochter fragte kürzlich darnach, als sie mich besuchte. Hierbei erwähnte letztere, dass sie zum Geburtstage ihrer Mutter (25. April) ein Paket von C[redacted] nach Arnsdorf gesandt habe, es sei jedoch keinerlei Nachricht von ihrer Mutter eingegangen und sie wüsste daher nicht, ob das Paket angekommen wäre. Ich wäre Ihnen verbunden, wenn Sie nachforschen würden, ob dieses Paket seinerzeit angekommen ist und sehe hierüber einem Bescheid gern bald entgegen.

Hochachtungsvoll

[redacted]

MITTEILUNG

von Landesheil- und Pflegeanstalt Arnsdorf/Sa

vom 17. Juli 1933.

an Herrn Albert L[redacted],
L a u t e r / Sa.
H[redacted]str. 75 b.

Sehr geehrter Herr L[redacted] !

Auf Ihre Anfrage vom 15.7.33 teilen wir mit, daß Frau Anna L[redacted] geb. Rauscher am 25.IV.33 ein Paket erhalten hat. Körperlich geht es ihr gut. Geistig ist sie jedoch so krank, daß eine Verständigung mit ihr über Familienangelegenheiten, auch über den Tod der Mutter, nicht möglich ist. Sie leidet an wahnhaften Größenideen, glaubt 100 Schlösser zu besitzen usw. Sie ist in ihrem Verhalten sonst ruhig und einigermassen umgänglich. Sie beschäftigt sich meist mit Stricken.

Anstaltsdirektion.
I.A.

Briefwechsel zwischen Albert L. und der Anstalt Arnsdorf im Juli 1933

an der Macht, und seitdem wächst eine bisher beispiellose Aktivität und Propaganda gegen psychisch Kranke und geistig Behinderte. Als Albert seinen Erkundigungsbrief an die Anstalt schickt, wird gerade das „Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses" verabschiedet. Ein halbes Jahr später, am 1. Januar 1934, tritt die Regelung in Kraft, nach der „Erbgesundheitsgerichte" entscheiden, welche psychisch kranken oder geistig behinderten Menschen zwangssterilisiert werden. Das Gesetz wird in den Folgejahren radikal angewendet. Bis Mai 1945 werden über 400 000 Menschen zwangssterilisiert, rund ein Prozent der Bevölkerung des Deutschen Reiches im fortpflanzungsfähigen Alter.[179] Wäre Anna nicht schon 1921 bei Erichs Geburt sterilisiert worden, wäre sie nun betroffen.

Die prompte Antwort der Anstalt auf Alberts Brief wirkt vor diesem Hintergrund nur bedingt beruhigend: „Auf Ihre Anfrage [...] teilen wir mit, daß Frau Anna L. geb. Rauscher am 25. IV. 33 ein Paket erhalten hat. Körperlich geht es ihr gut. Geistig ist sie jedoch so krank, daß eine Verständigung mit ihr über Familienangelegenheiten, auch über den Tod der Mutter, nicht möglich ist. Sie leidet an wahnhaften Größenideen, glaubt 100 Schlösser zu besitzen usw. Sie ist in ihrem Verhalten sonst ruhig und einigermaßen umgänglich."[180] Wie schon bei der ersten Einschätzung der Anstalt von Februar wird Anna als chronisch Kranke ohne Bezug zur Realität dargestellt. Die Briefe an ihre Kinder belegen weiter, dass dies so einfach nicht ist, ihre Krankheit auf jeden Fall schwankt. Aber in einer überfüllten Anstalt, in der überwiegend Langzeitkranke untergebracht sind, wird offenbar nicht mehr auf die Möglichkeiten Einzelner eingegangen.

Annas nächster Brief aus der Korrespondenzmappe stammt von Mai 1934. Darin bedankt sie sich für Lucies Paket zu ihrem 41. Geburtstag. Es wird deutlich, unter welch kargen Verhältnissen sie in Arnsdorf lebt. Wenn nicht Außenstehende Papier und Stifte für die Patientin schicken, kann sie keine Briefe schreiben. „Meine lieben Kinder Lucie und Erich! Vor allem herzlichen Dank für die lieben Wünsche zu m[einem] Geburtstage und für das feine Paket. Freute mich wirklich sehr darüber. Wieviel Mühe hat sich da meine liebe Lucie damit genommen! Verzeiht bitte, meine lieben Kinder, daß ich noch nicht schrieb! Solange ist es her, daß ich von mir hören ließ. Leider habe ich nicht früher schreiben können; denn es fehlte mir an Schreibutensilien. Seit meine liebe Mutter vor ca. 2 Jahren verstorben ist, habe ich solche wichtigen Dinge und Sächelchen nicht erhalten, es war einfach mit einem Male alle und aus! Nun will ich Euch, meine guten, braven Kinder sofort mal schreiben! – Sehr große Freude hat mir meine liebe Lucie mit dem schönen Bildchen bereitet. Du bist wirklich sehr schön getroffen und ich habe doch wieder mal mein liebes Kind im Bilde gesehen! – Auf Erich's Bildchen freue ich mich auch schon sehr! –

Jeden Weihnacht und jeden Geburtstag, den [ich] in Arnsdorf hier erlebte, habe ich von Euch, Lucie und Erich, meine herzigen Lieblinge Brief und so ein feines Paket erhalten! Ihr habt Euch wirklich viel Mühe gegeben und Alles war

179 Vgl. Hans-Walter Schmuhl, Rassenhygiene, Nationalsozialismus, Euthanasie. Von der Verhütung zur Vernichtung „lebensunwerten Lebens" 1890–1945, Göttingen 1987.
180 Heil- und Pflegeanstalt Arnsdorf an Albert L. vom 17. 7. 1933, Privatarchiv Martin.

nach Wunsch gesandt und hat mir piekfein geschenkt, liebe Lucie u. m. lb. Erich! was ich noch gern esse! Besten Dank!“[181]

Bis hierhin wirkt der Brief geordnet und klar: Meine Urgroßmutter freut sich sehr über ein Foto ihrer Tochter, zeigt ihre Wertschätzung für die seit Jahren zuverlässige Post ihrer Kinder. Lucie wiederum hält Annas Illusion aufrecht, die Pakete stammten von beiden Kindern zusammen, auch wenn sie aufgrund der Situation in Lauter kein Foto ihres Bruders mitschicken kann.

Der zweite Teil des Briefes kippt etwas ins Surreale: „Nun noch was Neues! – Bald werde ich nunmehr nach Hause in mein eigenes Zuhause fahren! Es ist schon sicher bestimmt. Die Beamtenschaft hat schon Bewertung gepflegt, d. h. es mußte stets vorher so beschlossen werden, bevor jemand aus der Anstalt abreist. Wäre das schon früher mal geschehen, als ich stets Heim wollte, so wäre ich schon lange Daheim! Ehe ich auf Urlaub gefahren war, war es auch so gewesen! – Dann kommen aber auch Ihr, meine lieben Kinder zu mir, auf Euch freue ich mich am allermeisten! – Sonst, wenn es nicht schon bald Heim ginge, hätte ich meine liebe Lucie mal bei mir hier begrüßt. Herzlichste Grüße und Küsse sendet Euch liebe Lucie u. lieben Erich Eure treue Mami.“ Ob die „Bewertung der Beamtenschaft“ einer Wahnidee entspringt oder beispielsweise eine Visite verarbeitet, bei der eine Verlegung in eine nicht-psychiatrische Anstalt geprüft wurde, lässt sich nachträglich nicht sagen. Bei allem Durcheinander, das die Passage für Außenstehende ausstrahlt, bleibt Annas Liebe zu und Sehnsucht nach ihren Kindern unerschütterlich. Darauf baut sie selbst ihre Vorstellung ihres „neuen Heims“.

Die Lauterer Familie 1935: Martha, Lucie, Erich, Albert (von links)

181 Anna L. an Lucie und Erich L. vom 4. 5. 1934, Privatarchiv Martin.

Das Jahr 1935 gehört sicher zu den schwierigsten Jahren, die die Familie in Lauter erlebt. Martha erkrankt so schwer an Brustkrebs, dass sie zu ihrer Tochter Doris nach Leipzig zurückkehrt. Dort stirbt sie sechs Jahre später. Kurz vor ihrer Abreise entsteht noch einmal ein Foto dieser Familie, die man heute wohl als „Patchwork-Familie" bezeichnen würde.

Marthas Weggang verändert alles in der kleinen Wohnung an der Hauptstraße. Erich verliert seine Ersatzmutter, die ihn groß gezogen hat, und muss sich künftig mit den Haushälterinnen des Vaters arrangieren. Das fällt dem pubertierenden Jungen nicht leicht. Lucie muss ihre aktuelle Stellung aufgeben und kehrt nach Lauter zurück. So, wie es damals üblich ist, führt nun die Tochter den Haushalt. Da die 23-Jährige aber eigentlich heiraten will (und auch soll), weiß Albert von vornherein, dass dies nur eine kurzfristige Lösung sein kann.

In dieser unruhigen Zeit in Lauter passiert etwas, was Albert nicht vorgesehen hat. Ende März fängt sein dreizehnjähriger Sohn eines Tages den Briefträger ab – und hält einen Brief seiner totgeglaubten Mutter in der Hand.

Man kann nur ahnen, was in dem Jungen vorgeht, als er den an ihn und seine Schwester adressierten Umschlag dreht und wendet und als Absender den Namen seiner Mutter entdeckt: „Frau L." Maria Anna, geborene Rauscher, KHF3 im Haus B10, Heilanstalt Arnsdorf/Sa."

Er öffnet den Brief und liest: „Meine liebe, gute Lucie u. mein lb., guter Erich! Vorallem viele liebe Glückwünsche zum lieben Weihnachtsfeste Euch, meine liebe Lucie und mein lieber Erich; ich wünsche Euch Beiden viel fröhliche heitere Festtage. Das liebe Weihnachtsfest bringt auch das gute Christkind mit vielen reichen Geschenken, laßt Euch vom Weihnachtsmann recht viel Gutes und Schönes bringen. Dies Jahr sind viele, viele Festtage, weil vor und nach dem Weihnachtsfeste jedesmal Sonntag ist, da sollt Ihr Beide, lb. Lucie und lb. Erich recht sehr fröhlich und guter Dinge sein. Hoffentlich seid Ihr wohlauf und munter, bleibet recht sehr wohl und auch im neuen Jahr wünsche ich Euch, lb. Lucie und lb. Erich besonders Gesundheit und Alles erdenkliche Gute, was Ihr Euch selber wünscht.

Es ergeht mir soweit gut, mein einziger großer Wunsch ist es, auf Weihnachtsurlaub in's eigene Heim zu reisen. Bin bei meinen neuen Angehörigen auf den neuen Lorausch Weltkörpern zu Hause und freue mich sehr, wenn ich heimfahren darf. – Die Adaptation von der ich Euch seinerzeit schreib, daß ich adoptiert bin, ist bereits erloschen. – Vielleicht ist bald das böse Anstaltsleben zu Ende! Fröhliche Feiertage, sowie viele herzl. Grüße und Küsse sendet Euch Beiden Eure treue Mami A.L."[182] Jahrzehnte später erinnert sich mein Großonkel Erich noch an diesen Moment. Der Brief, so erzählt er, enthielt für ihn damals „lauter wirres Zeug". Aus der Sicht des Jungen verständlich: Anna hat offenbar die zeitliche Orientierung verloren, sendet Ende März Weihnachtsgrüße. Die „Lorausch Weltkörper" und die Adoption stammen wohl aus ihren Wahngedanken – alles Dinge, mit denen ein Junge unvorbereitet nichts anfangen kann.

182 Anna L. an Lucie und Erich L. vom 21.3.1935, Privatarchiv Martin.

Annas Postkarte vom 21. Mai 1935 zeigt die Anstalt „im Erntedank-Schmuck" mit Hakenkreuz

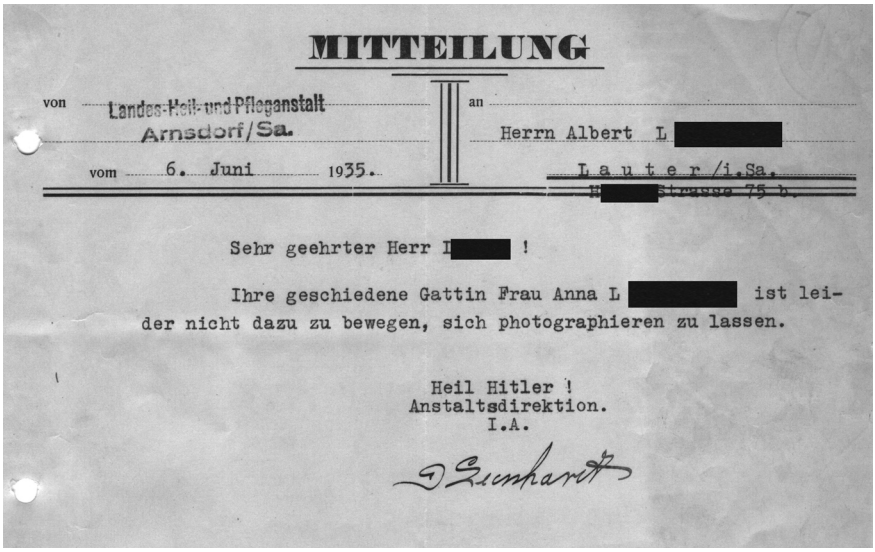
Erich stellt seinen Vater zur Rede, der unangenehm berührt reagiert. Albert erzählt dem Jungen in dem Gespräch nicht viel über die Mutter. Vor allem verbietet er ihm, Kontakt mit ihr aufzunehmen. Seine Begründung: Erich könnte dadurch „das gleiche Leiden erleben". Der 13-Jährige fügt sich. Er sieht seine Mutter niemals.

Zwei Monate später, am 21. Mai, schickt Anna schon wieder eine Postkarte an ihre Kinder. Sie zeigt den Eingang des Arnsdorfer Hauptgebäudes, über dem ein großen Hakenkreuz hängt. Zeitlich ist sie diesmal wieder ganz orientiert, bedankt sich für ihre Geburtstagssendung und gratuliert Lucie vorab zu deren Geburtstag: „Meine lb. Lucie u. m. lb. Erich! Das Geburtstagspaket habe ich mit großer Freude erhalten! Herzl. Dank für die liebevolle Sendung; es hat alles ausgezeichnet geschmeckt. Die lb. Zeilen u. Wünsche haben mir viel Freude bereitet! Meine liebe Lucie wird auch bald Geburtstag haben u. ich will heute mir hierdurch meine herzlichsten Glückwünsche entgegen bringen! – Nochmals herzlichsten Dank u. seid Beide, meine guten Kinder vielm. herzl. gegrüßt u. geküßt von Eurer treuen Mami A L.. Hat unsere Mama Lorausch geschrieben?"[183] Das Wort „Lorausch", das sie ja schon im März-Brief verwendet hatte, setzt sich aus ihren beiden Nachnamen, L. und Rauscher, zusammen. Heute würde man die Wortneuschöpfung durch das Zusammenziehen von bekannten Namen als typisch für schizophrenes Sprachverhalten einstufen.

Ob seine Kinder diese Karte jemals zu sehen bekommen oder mein Urgroßvater sie sofort in die Korrespondenzmappe steckt, ist nicht bekannt.

183 Anna L. an Lucie und Erich L. vom 21.5.1935, Privatarchiv Martin.

Allerdings scheint Albert auf die Fragen seines Sohnes nach seiner Mutter zu reagieren. Ende Mai schreibt er an die Landesanstalt Arnsdorf: „Meine frühere Ehefrau (Anna L., geb. Rauscher) ist dort untergebracht. Ich möchte Sie hiermit bitten, selbige bei passender Gelegenheit, also wenn sie in guter Stimmung ist, einmal photographieren zu lassen (Postkarte) und mir sechs Abzüge zu übersenden. Die Kosten hierfür übernehme ich. Ich hoffe, dass diese nicht viel mehr als 5.- Mark betragen. Erstattung erfolgt sofort nach Aufforderung. Für Ihre Bemühungen danke ich im Voraus bestens.“[184] Bereits eine Woche später antwortet der Anstaltsarzt Dr. Leonhardt: „Ihre geschiedene Frau Anna L. ist leider nicht dazu zu bewegen, sich photographieren zu lassen.“[185] Nach allem, was aus den bisherigen Reaktionen in Arnsdorf ersichtlich war, ist diese Reaktion nicht verwunderlich: Für solche Sonderwünsche von Angehörigen hat das Personal einfach keine Zeit. Oder kommt hier Annas alte Abneigung gegenüber Albert durch?



MITTEILUNG

von Landes-Heil- und Pflegeanstalt Arnsdorf/Sa.

vom 6. Juni 1935.

an Herrn Albert L [redacted]

L a u t e r /i.Sa.

H [redacted] straße 75 b.

Sehr geehrter Herr L [redacted] !

Ihre geschiedene Gattin Frau Anna L [redacted] ist leider nicht dazu zu bewegen, sich photographieren zu lassen.

Heil Hitler !
Anstaltsdirektion.
I.A.

Dr. Leonhardt

Antwortschreiben der Anstalt Arnsdorf vom Juni 1935, unterzeichnet von Dr. Ernst Leonhardt

Zeitgleich zur Antwort aus der Anstalt schreibt die Patientin an ihre Kinder. Wieder ein herzlicher, den Kindern ganz zugewandter Brief, den sie pünktlich zwei Tage vor Pfingsten wegschickt: „Meine liebe, gute Lucie und mein lieber guter Erich! Die Postkarte von Mitte Mai d. Jhrs ist hoffentlich in Eurem Besitz. – Leider hatte ich nicht früher einen Brief Euch schreiben können, und ich will Euch deshalb heute endlich wieder mal ausführlich schreiben. – Nun ist der schöne Monat Mai schon wieder vorbei; habt Ihr die herrliche Frühlingszeit auch voll genützt? Auch an die Gesundheit muss man in jeder Weise im Frühjahr denken, u. der herrlichen Sommer kommt nun auch heran. – Ich wünsche

184 Albert L. an Heil- und Pflegeanstalt Arnsdorf vom 31.5.1935, Privatarchiv Martin.
185 Heil- und Pflegeanstalt Arnsdorf an Albert L. vom 6.6.1935, Privatarchiv Martin.

Euch von ganzem Herzen bestes Wohlergehen und recht viele gute und hübsche Sommerfreuden.–

Aber vorher wollen wir Alle erstmals das liebe Pfingstfest feiern, dazu sende ich nur hierdurch, Euch, meine lieben Kinder, Erich und Lucie schon heute die besten und herzlichsten Glück- und Segenswünsche zum hl. Pfingstfest, ganz besonders wünsche ich Euch, meine guten Kinder Gesundheit und all das, was Ihr Beide an alles Schöne und Guten Euch selbst wünscht! –

Heute wollte ich auch nochmals auf das Geburtstagspaket zurückkommen. Meine liebe Lucie, was hast Du Dir damit für mich Mühe bereitet! Alles was Du mir gesandt hattest war vorzüglich und der feine Kuchen war ganz ausgezeichnet zubereitet. Du kannst aber fein backen! – Das ist so ganz und gar, meine gescheite kleine Lucie, die so ganz tadellos alles kann! Nochmals recht herzlichen Dank für all das Gute und Deine liebevollen Zeilen mit Grüßen auch von uns[erem] lieben, braven Erich! Lernt unser lb. Erich noch recht fleißig?!?

Das muß man sagen. Über Euch liebe Kinder, Erich und auch Lucie, kann man sich nur freuen. Ihr seid eben beide meine guten, herzlieben Kinder Lucie und Erich! An Euch habe ich stets nur Freude erlebt. Da können wir Alle stolz darauf sein. – Liebe Lucie u. Erich! Bitte schreibet mir bald wieder, es freut mich sosehr stets, wenn ich von Euch höre und Eure lieben Zeilen besitze!“[186]

Unvermittelt springt Anna beim nächsten Absatz zu ihrer Wahnwelt. Die Figur der „Mama Lorausch“ taucht wieder auf. Auch wirkt zumindest aus dem, was bekannt ist, der Bezug zu einem Urlaub in Lauter unrealistisch.

„Was schreibt Mama Lorausch unsere gemeinsame Mama? Es wäre so schön, wenn Mama Lorausch mir auch bald mal selber schreiben möchte! Von Dir lb. Lucie hatte ich auch mal eine Gefälligkeit gewünscht. Es handelt sich um die von mir beim Urlaub ausgesuchte Handtasche im Geschäft in Lauter wo ich Papierwaren u. Byjoterie[187] einkaufte. – Geld hierzu konnte von den Mk 200.–, die ich Dir zugehen ließ verwendet werden, sobald ich sie selber in Händen halten werde, bestätige ich den Empfang.“

Doch schon im nächsten Absatz überblickt Anna wieder ganz genau ihren Vorrat an Schreibutensilien und bittet vorausschauend schon um Nachschub – und nimmt dies auch nicht als selbstverständlich hin, sondern bedankt sich für die Anstrengung der anderen.

„Besten Dank einstweilen für all Eure liebevollen Bemühungen. – Bitte sende mir doch baldigst, nächstens schon wieder Briefpapier mit, Marken habe ich dh[?] Porto-Kasse hier von meiner Geldvermittlung u. dh[?] Kasse bezahlt. Ein Bogen ist bisl unbrauchbar geworden, so dass dies hier der letzte ist vom, mir von Euch, meine lb. Lucie und Erich, zugesandten Papier zum Schreiben. – Herzlichste und beste Pfingstgrüße und viele süße Büssichen sendet Euch, meine Lieben, Eure treue Mami Anni L. Auf Wiedersehen – Wann sehen wir uns mal?“

Leider lässt sich nicht mehr ermitteln, woher Anna Geld für das Porto bekommen haben könnte. Vielleicht kümmert sich ihr Vormund um solche Dinge.

186 Anna L. an Lucie und Erich L. vom 7.6.1935, Privatarchiv Martin.
187 Vermutlich meint sie damit Bijouterie, also Schmuck.

Die Postkarte von Mai mit dem Hakenkreuz über dem Eingang zeigt optisch deutlich, wie weit der Nationalsozialismus inzwischen die deutsche Gesellschaft durchdringt. In der Anstalt Arnsdorf bekennen sich schon 1932 einige Ärzte, der Anstaltspfarrer, mehrere Pfleger und Schwestern offen zur NSDAP. Im Frühjahr 1933 werden vier Beschäftigte aus Wirtschaft und Verwaltung entlassen, weil sie der SPD oder der KPD angehören. Außerdem wird der Anstaltsdirektor Siegfried Maaß sowie einer der Entlassenen von bewaffneten SA-Angehörigen verhaftet und mehrere Tage in Radeberg inhaftiert. Beide hatten sich angeblich kritisch über das neue System geäußert. Maaß wird im Sommer 1936 als Direktor an die Heil- und Pflegeanstalt Leipzig-Dösen versetzt; über die Gründe dieser Veränderung ist nichts bekannt. Sein Nachfolger in Arnsdorf wird der Psychiater Wilhelm Sagel, seit Februar 1932 NSDAP-Mitglied. Für das Anstaltspersonal selbst existiert eine eigene NSDAP-Gruppe, der spätestens ab 1937 die meisten Angestellten und Beamten angehören.[188]

Am 1. Mai 1937 tritt auch der Anstaltsarzt Ernst Leonhardt der NSDAP bei. Er ist seit 1928 in Arnsdorf beschäftigt. Zwei Jahre später, im August 1939, wird er zum stellvertretenden Anstaltsleiter befördert. Der Chefarzt Wilhelm Sagel verweigert wenige Monate später die Mitarbeit an der „Aktion T4“ und lässt sich in ein Reservelazarett versetzen. Daraufhin wird sein Stellvertreter Leonhardt mit allen Aufträgen im Zusammenhang mit der „Sonderaktion“ betraut. Zwar wird er erst im September 1940 vom Sächsischen Innenministerium zum amtierenden Anstaltsdirektor ernannt, faktisch leitet er aber während der ganzen „Aktion T4“ die Anstalt Arnsdorf.[189] Leonhardt ist verantwortlich für das Abarbeiten der Transportlisten. Im ersten Patiententransport aus Arnsdorf in die Tötungsanstalt Pirna-Sonnenstein im Juli 1940 wird meine Urgroßmutter sitzen.

Im Jahr 1935 wird das rassenhygienische Denken noch deutlicher in Gesetze und Vorschriften umgesetzt. Im Juni wird das „Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses“ erweitert, in den nächsten Jahren dadurch 30 000 Schwangerschaftsabbrüche erzwungen. Im Oktober tritt das „Gesetz zum Schutz der Erbgesundheit des deutschen Volkes“, kurz „Ehegesundheitsgesetz“, in Kraft. Danach müssen Heiratswillige ein Zeugnis des Gesundheitsamtes beibringen, dass kein Ehehindernis vorliegt.

Von diesen Gesetzen ist Anna nicht direkt betroffen, wohl aber ihre Tochter. Als Lucie einen Heiratskandidaten, meinen Großvater, gefunden hat, schreibt sie im April 1936 die Heil- und Pflegeanstalt Arnsdorf wegen einer Einschätzung an. Die Antwort fällt umfassend aus: „Sehr geehrtes Fräulein L.! In Erledigung ihres Schreibens vom 10. ds. teilen wir Ihnen mit, daß Ihre Mutter, Frau Anna L., geb. Rauscher, sich seit Ende des Krieges in den verschiedensten Landesanstalten befindet. Es handelt sich bei ihr zweifellos um eine Schizophrenie.

Die Schizophrenie ist eine Erkrankung, die als Erbkrankheit im Sinne des Gesetzes zur Verhütung erbkranken Nachwuchses aufzufassen ist. Die Vererbbarkeit hat man so festgestellt, daß man die Eltern und die Nachkommenschaft

188 Oeser, Arnsdorf, S. 90.
189 Ebenda, S. 158.

Dr. Ernst Leonhardt (1885-1947), undatierte Aufnahme

von vielen hundert derartiger Kranker untersucht hat. Dabei stellte sich heraus, daß etwa 10 % der Nachkommen von einem schizophrenen Vater oder einer schizophrenen Mutter wieder an der gleichen Erkrankung leiden, und daß etwa 35 % der Nachkommenschaft psychisch abwegig sind oder in ihrem Lebensweg werden. Man kann somit nie mit Bestimmtheit sagen, ob und in welchem Ausmaß die Kinder eines schizophrenen Kranken wieder erkranken, nur die relativ hohe Wahrscheinlichkeit berechtigt, eine Nachkommenschaft dieser Kranken durch das Gesetz zu verhindern.

Als Tochter Ihrer kranken Mutter haben Sie sicher eine krankhafte Erbmasse, die bei Ihnen offenbar nicht zur Krankheit geführt hat. Man muß damit rechnen, daß diese kranke Erbmasse wieder weiter gegeben wird in die Nachkommenschaft, und daß dort unter Umständen erneut ähnliche Erkrankungen ausbrechen. Jedoch ist die Wahrscheinlichkeit in der 2. Generation sehr viel geringer, als in der 1. Generation und beträgt etwa nur 3 %. Man wird Ihnen daher nicht abraten können, eine Ehe einzugehen und Kindern das Leben zu schenken, auch auf die gegenüber dem Durchschnitt erhöhte Gefahr von dem Auftreten psychischer Erkrankungen hin.

Solange Sie selbst gesund sind, steht Ihrer Verheiratung in gesetzlicher Hinsicht nichts im Wege. Nur diejenigen Personen, bei denen es zum Ausbruch dieser Erbkrankheit gekommen ist, dürfen nach dem heutigen Gesetz nicht heiraten. Ein Ehestandsdarlehen wird Ihnen als Tochter einer erbkranken Mutter nicht gewährt werden können.

Es ist schwierig, all die für den Außenstehenden etwas komplizierten Verhältnisse schriftlich darzulegen. Der Ihnen zuständige Amtsarzt wird sicher bereit

sein, Ihnen spezielle Fragestellung zu beantworten, ebenso wie wir bereit wären, Ihnen mündlich weitere Erläuterungen zu geben."[190]

Kein Ehestandsdarlehen, aber immerhin eine Heiratserlaubnis. Meine Großmutter schlüpft gerade noch durch das Netz, das den „Volkskörper" frei halten soll von jenen, die nach der Ideologie des NS-Staates nicht dazugehören dürfen.

Ihre Mutter Anna schreibt zu der Zeit den letzten Brief, der in der Korrespondenzmappe meines Urgroßvaters liegt. Ein herzlicher Gruß an ihre geliebten Kinder, der zeigt, wie bestechend klar Anna ihre eigene Situation sieht: „Meine liebe, gute Lucie und Mein lieber, guter Erich! Mein Brief ist hoffentlich bei Dir, lb. Erich. glücklich angekommen. – Ward dein Konfirmationsfest feierlich begangen? – Nun bist Du, mein lieber guter Erich, schon ein großer Herr Sohn!

Meiner lb. Lucie müßte [ich] damals zu ihrer Konfirmation auch selbstverständlich geschrieben haben, leider war ich damals krank ich bitte Dich, mein gutes Kind, meine lb. Lucie, noch hierdurch um Entschuldigung. – Hoffe, daß der Osterhase meinen treuen Lieblingen sehr viel bringt, und ich wünsche von ganzem Herzen recht frohe, gesunde und gesegnete Feiertage. Viele herzlichste Grüße und Küsse sendet meinen Lieben, Eure treue Mami."[191]

Im Juli 1936 heiratet Lucie meinen Großvater. Die beiden leben in Brandenburg und bekommen sechs gesunde Kinder. Möglicherweise korrespondieren Mutter und Tochter weiter, es landen aber keine Briefe mehr in Lauter. Von Albert und dem Vormund Karl sind ebenfalls keine Schriftstücke mehr erhalten. Wie Annas Leben in Arnsdorf weiter verläuft, kann man nur ahnen, indem man einen Blick auf den Anstaltsalltag wirft.

Die Patienten werden zunehmend schlechter betreut und versorgt. Arnsdorf bleibt bis 1939 mit gut 1700 Patienten dauerhaft überbelegt, während die Zahl der Schwestern und Pfleger bis 1939 stetig sinkt, insgesamt um rund ein Viertel.[192] Auch am Essen wird gespart, oft angeordnet durch Erlasse aus dem Sächsischen Innenministerium. Ab 1935 können in Arnsdorf die Preissteigerungen bei fast allen Lebensmitteln nur durch sinkende Milchmengen kompensiert werden. Ab 1938 wird die wöchentliche Butterration von 125g auf 100g gekürzt, als Fisch-, Fleisch- und Eierersatz verstärkt Sojamehl genutzt. Frisches Gemüse gibt es nur noch drei bis vier Mal wöchentlich.[193] Außerdem verschärft sich im April 1938 in allen sächsischen Anstalten auf ministerielle Anweisung die Situation für arbeitsunfähige und bettlägerige Patienten. Sie erhalten sogenannte „Sonderkost" oder „Breikost", eine fett- und fleischarme Nahrung. In Arnsdorf wird diese Anweisung allerdings relativ langsam umgesetzt; Ende 1938 wird die „Sonderkost" nur 60 Patienten (entspricht etwa 3,5 Prozent der Verpflegten) verabreicht.[194]

Das ändert sich schlagartig im September 1939. Mit dem Ausbruch des Zweiten Weltkriegs beginnt nicht nur Deutschlands Krieg nach außen, sondern auch

190 Heil- und Pflegeanstalt Arnsdorf an Lucie L. vom 15.4.1936, Privatarchiv Martin.
191 Anna L. an Lucie und Erich L. vom 11.4.1936, Privatarchiv Martin.
192 Oeser, Arnsdorf, S. 228.
193 Ebenda, S. 105.
194 Ebenda, S. 107.

der „Krieg nach innen“, wie es der Sozialpsychiater Klaus Dörner formuliert hat. In der Arnsdorfer Anstalt wird nun die „Vollkost“ nur noch an Kranke verteilt, die „produktive“ Arbeit leisten. 1 000 Patienten, knapp die Hälfte der Insassen, erhält „Sonderkost“. So wird ganz im Einklang mit der nationalsozialistischen Ideologie die Fürsorge von der Arbeitsfähigkeit der psychisch Kranken abhängig gemacht. „Heilbare“ und „besserungsfähige“ Patienten werden halbwegs angemessen betreut und ernährt. Für die „gänzlich unheilbaren, gemeinschafts- und arbeitsunfähigen Kranken“ bleibt nur die „Fürsorge in einfachster Form“.[195]

Eindrucksvoll beschreibt Pastor Paul Gerhard Braune, Vizepräsident des Central-Ausschusses für die Innere Mission der Deutschen Evangelischen Kirche, in seiner kritischen „Denkschrift für Adolf Hitler vom 9. Juli 1940“ die Zustände ab Herbst 1939: „Aus den sächsischen Anstalten ist eindeutig durch Besuch festgestellt, daß die Sterblichkeit durch Entziehung der Nahrungsmittel erhöht wird. Die Ernährung wird, wie durch eine vertrauenswürdige Person berichtet wird, auf einen täglichen Wert von 22 bis 24 Rpf. herabgesetzt. Da die Kranken damit unmöglich auskommen können, wird ihnen Medizin (Paraldelyth) zwangsweise gegeben, wodurch sie in einen apathischen Zustand geraten. Durch mündlichen und schriftlichen Bericht wird in erschütternder Weise deutlich, wie die Kranken immer wieder ‚Hunger, Hunger!‘ rufen. Angestellte und Pfleger, die das nicht mehr ertragen können, haben hier und da von ihren Privatmitteln etwas Hunger gestillt, aber das Ergebnis steht eindeutig fest. Hunderte sind durch diese Maßnahmen in den letzten Monaten eines schnellen Todes gestorben. Es handelt sich dabei aber nicht nur um Kranke, die absolut geistig stumpf sind, sondern im Gegenteil um Kranke, die ziemlich genau die Vorgänge erkennen und beobachten, wie oft am Tag Beerdigungen stattfinden. Ein Bericht schildert die Todesangst eines Patienten, der genau ahnt, welches Schicksal ihm und seinen Leidensgenosen bereitet werden soll. Eine Besucherin berichtet, daß die Patienten in Waldheim morgens nur eine Schnitte Brot bekämen, mittags einen Teller Essen und abends einen Teller Suppe. Aus Zschadraß wird ähnliches berichtet. Diese Versorgung gäbe es aber nur für arbeitende Kranke. Diejenigen, die nicht arbeiten können, bekämen nur eine halbe Schnitte Brot, einen viertel Teller Essen und einen halben Becher Suppe. Wird jemand bettlägrig, so gibt es noch weniger, in der Zelle gar nichts. Wenn dabei die arbeitenden Patienten ihren hungernden Gefährten von ihrem Wenigen etwas abgeben, so wird ihnen zur Strafe die nächste Mahlzeit gekürzt, weil sie offenbar noch zuviel bekämen. Sämtliche Patienten sehen erschreckend blaß, abgezehrt und elend aus.“[196]

195 Ebenda; Boris Böhm, Funktion und Verantwortung des Sächsischen Innenministeriums während der „Aktion T4“, in: Arbeitskreis zur Erforschung der nationalsozialistischen „Euthanasie“ und Zwangssterilisation (Hrsg.), Der sächsische Sonderweg bei der NS-Euthanasie. Fachtagung 15.–17. Mai 2001 in Pirna-Sonnenstein, Ulm 2001, S. 68–69; Achim Thom, Kriegsopfer der Psychiatrie. Das Beispiel der Heil- und Pflegeanstalten Sachsens, in: Norbert Frei (Hrsg.), Medizin und Gesundheitspolitik in der NS-Zeit, München 1991, S. 209.

196 Paul Gerhard Braune, Denkschrift für Adolf Hitler vom 9. Juli 1940, abgedruckt in: Götz Aly (Hrsg.), Aktion T4, 1939–1945. Die „Euthanasie“-Zentrale in der Tiergartenstraße 4, Berlin 1987, S. 26–27.

Der radikale Nahrungsentzug verläuft für viele dieser Patienten tödlich. Die Arnsdorfer Sterberate verdoppelt sich innerhalb eines Jahres.[197]

Als Urenkelin möchte ich mir gar nicht vorstellen, wie sehr Anna in dem Jahr hungert, richtiggehend ausgehungert wird. Sie scheint weiterhin über eine robuste Gesundheit zu verfügen und stirbt nicht an den Folgen des Nahrungsmangels. Vielleicht versteht sie, dass ihr dieser Hunger diesmal anders als früher gezielt zugefügt wird. Als sie in Zschadraß lebte, während und nach dem Ersten Weltkrieg, hungerte auch die Zivilbevölkerung, traf die schlechte Versorgung die Anstaltsinsassen nur viel härter. Als sie in Hubertusburg lebte, während der Weltwirtschaftskrise, herrschte im ganzen Land Elend und Armut. Aber jetzt geht es zumindest dem Teil der Deutschen gut, der als „wertvoll" angesehen wird. Anna dagegen gehört zu dem Teil, der bald ganz vernichtet werden soll.

197 Sie steigt von 4,7 % in 1938 auf 9,2 % in 1939. Vgl. Faulstich, Hungersterben, S. 201.

Sonnenstein, 1940

Während die Patienten in Arnsdorf und anderen psychiatrischen Anstalten hungern, wird in der Kanzlei des Führers ein eineinhalb Jahre dauernder systematischer Massenmord an psychisch Kranken und geistig Behinderten vorbereitet: die „Aktion T4“. Personell und praktisch bildet diese einen zentralen Vorläufer für den Holocaust, die industrielle Massenvernichtung der europäischen Juden.

Im Oktober 1939 unterzeichnet Adolf Hitler auf seinem privaten Briefpapier ein auf den Kriegsbeginn, den 1. September 1939, zurückdatiertes Schreiben: „Reichsleiter Bouhler und Dr. med. Brandt sind unter Verantwortung beauftragt, die Befugnisse namentlich zu bestimmender Ärzte so zu erweitern, dass nach menschlichem Ermessen unheilbar Kranken bei kritischster Beurteilung ihres Krankheitszustandes der Gnadentod gewährt werden kann.“ Diese „Führerermächtigung“ wird nur einem kleinen Kreis von Personen vorgelegt und niemals bekannt gemacht. Die NS-Verwaltung baut eine der Kanzlei des Führers zugeordnete zentrale Dienststelle auf, eine Sonderbehörde, die später wegen des Amtssitzes an der Tiergartenstraße 4 „T4“ genannt wird. Zeitgleich beginnt die Erfassung der zu tötenden Patienten. Die für die Anstalten zuständigen Innenministerien der Länder versenden die ersten Meldebögen an die Anstalten.

„Zu melden sind sämtliche Patienten, die

1. an nachstehenden Krankheiten leiden und in den Anstaltsbetrieben nicht oder nur mit mechanischen Arbeiten (Zupfen u.ä.) zu beschäftigen sind: Schizophrenie, Epilepsie (wenn exogen, Kriegsdienstbeschädigung oder andere Ursachen angeben), senile Erkrankungen, Therapie-refraktäre Paralyse und andere Lues-Erkrankungen, Schwachsinn jeder Ursache, Encephalitis, Huntington und andere neurologische Endzustände; oder
2. sich seit mindestens 5 Jahren dauernd in Anstalten befinden; oder
3. als kriminelle Geisteskranke verwahrt sind; oder
4. nicht die deutsche Staatsangehörigkeit besitzen oder nicht deutschen oder artverwandten Blutes sind unter Angabe von Rasse und Staatsangehörigkeit.“[198]

In der Landesanstalt Arnsdorf ist Dr. Ernst Leonhardt entscheidend am Ausfüllen der Meldebögen beteiligt. Innerhalb weniger Wochen müssen die Formulare nach Berlin zurückgesandt werden. In der Zentraldienststelle werden die Bögen an psychiatrische Gutachter weiter geleitet, die – ohne die Patienten jemals gesehen zu haben – anhand der Angaben entscheiden: Ein rotes Plus bedeutet „Töten“, ein blaues Minus „Nicht töten“. Die Vorschläge der Psychiater werden anschließend von den Obergutachtern, die auch Psychiater sind, verabschiedet.

198 Thomas Stöckle, Grafeneck 1940. Die Euthanasie-Verbrechen in Südwestdeutschland, Tübingen 2002, S. 36–39.

Daraufhin stellt die „T4"-Zentrale Transportlisten zusammen, die als „Weisung des Reichsverteidigungskommissars" an die Anstalten gehen.[199]

Unterdessen werden im Deutschen Reich insgesamt sechs Tötungsanstalten in vormaligen Heilanstalten, Behinderteneinrichtungen und Zuchthäusern geschaffen. Die Mordaktion beginnt im Südwesten. Am 18. Januar 1940 werden die ersten 25 Patienten aus der bayerischen Heil- und Pflegeanstalt Eglfing-Haar bei München nach Grafeneck verlegt und am selben Tag in dem dafür umgebauten Schuppen mit Kohlenmonoxyd vergast. Der neue ärztliche Direktor der Anstalt, Dr. Horst Schumann aus Halle an der Saale, leitet diese erste Verlegung und Ermordung persönlich.[200]

In Sachsen beginnen die Vorbereitungen für den Massenmord etwas später, Anfang 1940. Der an der Organisation der „Euthanasie" führend beteiligte Leiter des Hauptamtes II der Kanzlei des Führers, Viktor Brack, legt gemeinsam mit dem Sächsischen Innenministerium das Gelände des Sonnensteins in Pirna als künftige Mordstätte in Sachsen fest.[201] In einem mit einem hohen Bretterzaun abgeschirmten Teil des Anstaltsgeländes wird die Tötungsanstalt eingerichtet. Im Keller des Hauses C16 wird eine Gaskammer und ein Krematorium mit zwei Verbrennungsöfen installiert. Leiter der neuen Tötungsanstalt wird der aus Grafeneck versetzte Dr. Horst Schumann. Im Mai 1940 verpflichtet der Arzt die ersten Mitarbeiter zum Stillschweigen. Insgesamt arbeiten in den Jahren 1940/41 100 bis 110 Angestellte dort, die meisten wohnen auf dem Gelände der Sonderanstalt. Zu den Angestellten gehören neben Schumann weitere Ärzte, Pfleger und Schwestern, Fahrer, „Brenner" (die die Leichen verbrennen), ein Polizeikommando, eine Wirtschaftsabteilung sowie eine Verwaltung, die Krankenkarteien, Trostbriefe und in einem Sonderstandesamt die Todesurkunden betreut. Die Tötungsanstalt nimmt im Juni 1940 ihren Betrieb auf; die ersten Opfer, 10 Insassen aus der Anstalt Waldheim, werden am 28. Juni deportiert und vergast. Insgesamt werden bis zum Ende der „Aktion T4" im August 1941 13 720 psychisch Kranke und geistig behinderte Menschen in Pirna-Sonnenstein getötet, darunter 50 Prozent aller sächsischen Anstaltspatienten.[202]

Zu den ersten Opfern auf dem Sonnenstein gehört meine Urgroßmutter Anna. Genau eine Woche nach dem ersten Transport, am Freitag, den 5. Juli 1940, wird sie zusammen mit 89 anderen Frauen und drei Männern in Arnsdorf von einem grauen Bus abgeholt. Bevor sie einsteigt, schreibt ihr jemand mit Tintenstift, vielleicht auch mit einem Stempel, eine Nummer in den Nacken oder auf den Unterarm. Es ist die gleiche Nummer, mit der sie in die Transportliste

199 Vgl. Ernst Klee, „Euthanasie" im NS-Staat. Die „Vernichtung lebensunwerten Lebens", Frankfurt a. M. 1985.

200 Stöckle, Grafeneck, S. 91–92.

201 Boris Böhm, Pirna-Sonnenstein. Von einer Heilanstalt zu einem Ort nationalsozialistischer Tötungsverbrechen, in: Arbeitskreis zur Erforschung der nationalsozialistischen „Euthanasie" und Zwangssterilisation (Hrsg.), Der sächsische Sonderweg bei der NS-Euthanasie. Fachtagung 15.–17. Mai 2001 in Pirna-Sonnenstein, Ulm 2001, S. 112.

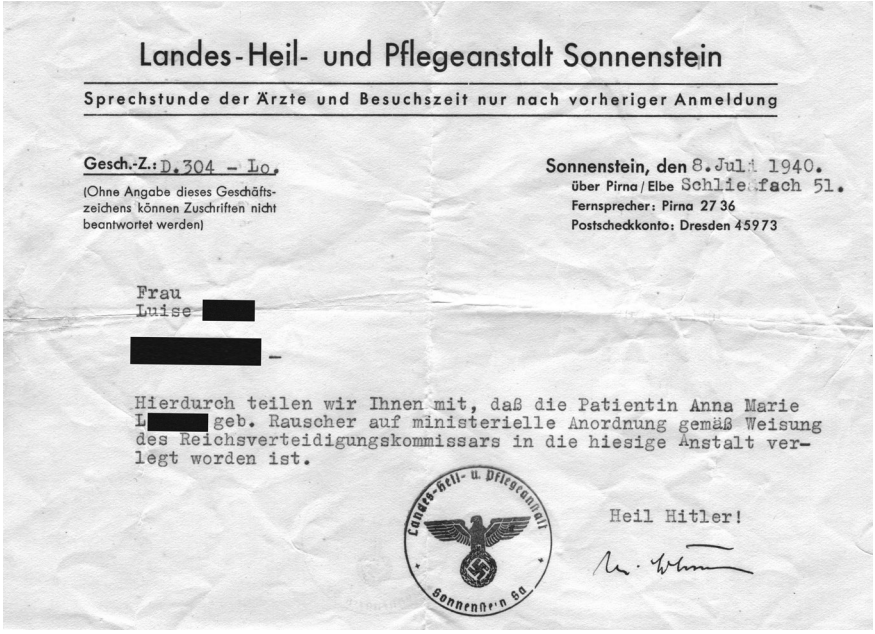
202 Boris Böhm/Thomas Schilter, Pirna-Sonnenstein. Von der Reformpsychiatrie zur Tötung psychisch Kranker, in: Kuratorium Gedenkstätte Sonnenstein e. V. und Sächsische Landeszentrale für politische Bildung (Hrsg.), Nationalsozialistische Euthanasie-Verbrechen in Sachsen. Beiträge zu ihrer Aufarbeitung, Pirna 1993, S. 26–28.

Pirna-Sonnenstein: Das Haus C16, in dessen Keller die Gaskammer und das Krematorium eingebaut waren

eingetragen wird. Ihr Name zählt jetzt nicht mehr. Im Bus reisen Schwestern und Pfleger mit. Auf dem Sonnenstein passiert der Bus das vom Polizeikommando bewachte Eingangstor der Sonderanstalt. Die verängstigten, teilweise ruhig gestellten Patienten steigen aus den Bussen aus, das Pflegepersonal bringt sie nach Frauen und Männern getrennt in je einen Aufnahmeraum im Gebäude C16. Von dort geht meine Urgroßmutter, wie alle vor und nach ihr, alleine in einen weiteren Raum, in dem einer oder beide der zu der Zeit tätigen Ärzte sitzen: Dr. Horst Schumann und Dr. Kurt Schmalenbach. Die Ärzte leiten eine kurze „Untersuchung“: Annas Identität wird abgeglichen, als Todesursache „Herzmuskelschwäche“ festgelegt und in die Krankenpapiere eingetragen. Das Ganze dauert höchstens zwei Minuten. Von dort kommt Anna in einen anderen Raum, in dem die Schwestern anordnen, sie müsse sich bis auf ihr Hemd entkleiden, es ginge gleich ins Bad. Als 20 bis 30 Frauen aus dem Transport zusammen gekommen sind, geht die Gruppe mit den Schwestern über ein paar Stufen in den Keller. In einem weiteren Vorraum muss Anna wie alle anderen das Hemd ablegen und nackt in den Raum nebenan treten, der mit den Brauseköpfen an der Decke wie ein Duschraum aussieht. Dann schließt das Pflegepersonal die schwere Stahltür. Die Frauen stehen eingesperrt, nackt, hilflos zusammengepfercht in einem engen Raum, meine Urgroßmutter mitten unter ihnen. Ob sie schreit, ob sie weint, sich ängstlich an eine Frau neben ihr klammert? Dann kommt der Arzt, Horst Schumann oder Kurt Schmalenbach, öffnet die Ventile an den beiden 40–Liter-Kohlenmonoxyd-Flaschen, die in einem Holzverschlag neben der Gaskammer stehen. Geht dann zur verglasten Luke, durch die man in den Gasraum schauen kann. Vergewissert sich, dass alle Kranken tot am Boden liegen,

ineinander verkrampft, weil sie bis zuletzt nach Luft gerungen haben. 20 Minuten später wird das Gas aus der Gaskammer abgesaugt. Ein bis zwei Stunden später öffnen die Brenner eine zweite Stahltür, die in den Leichenraum führt. Stapeln die Frauenleichen und schaffen sie nach und nach in die beiden Öfen, wo sie sie verbrennen. Ein Teil der Asche wird wahllos in Urnen gefüllt, um sie Angehörigen zuzuschicken, falls diese sie später anfordern. Die übrige Asche wird auf der Anstaltsdeponie und auf dem Elbhang unterhalb des Hauses C16 abgelagert.[203]

Drei Tage nach Annas Tod erhält Lucie ein Schreiben von der Landesheil- und Pflegeanstalt Sonnenstein: „Hierdurch teilen wir Ihnen mit, daß die Patientin Anna Marie L. geb. Rauscher auf ministerielle Anordnung gemäß Weisung des Reichsverteidigungskommissars in die hiesige Anstalt verlegt worden ist.“[204] Die verzögerte Nachricht über das Verlegen nach Sonnenstein hat Methode. Einerseits versuchen die „T4“-Planer, die genauen Transportbewegungen der Opfer zu verschleiern. So werden missliebige Nachfragen von Verwandten und überraschende Besuche unwahrscheinlicher. Andererseits finanziert sich die Mordaktion unter anderem über das, was man heute Abrechnungsbetrug nennen würde. Die Todesurkunden der meisten Opfer werden erst mehrere Tage oder Wochen später ausgestellt. In der Zeit kassiert die „T4“-Organisation wei-



Landes-Heil- und Pflegeanstalt Sonnenstein

Sprechstunde der Ärzte und Besuchszeit nur nach vorheriger Anmeldung

Gesch.-Z.: D.304 - Lo.
(Ohne Angabe dieses Geschäftszeichens können Zuschriften nicht beantwortet werden)

Sonnenstein, den 8. Juli 1940.
über Pirna / Elbe Schließfach 51.
Fernsprecher: Pirna 27 36
Postscheckkonto: Dresden 45973

Frau
Luise [redacted]
[redacted] –

Hierdurch teilen wir Ihnen mit, daß die Patientin Anna Marie L[redacted] geb. Rauscher auf ministerielle Anordnung gemäß Weisung des Reichsverteidigungskommissars in die hiesige Anstalt verlegt worden ist.

Landes-Heil- u. Pflegeanstalt Sonnenstein

Heil Hitler!

Drei Tage nach der Ermordung von Anna L. wird ihre Tochter Lucie über die Verlegung von der Anstalt Arnsdorf in die Anstalt Sonnenstein informiert. Mit solchen Verzögerungen wird die geheime Tötungsaktion gegenüber Angehörigen verschleiert.

203 Ebenda, S. 29–33.
204 Heil- und Pflegeanstalt Sonnenstein an Lucie P. vom 8.7.1940, Privatarchiv Martin.

ter die Verpflegsätze, die die öffentliche Fürsorge bzw. die Familien für die Anstaltsbewohner zahlen. So werden mit dem Tötungsprogramm einige Millionen Reichsmark erwirtschaftet.

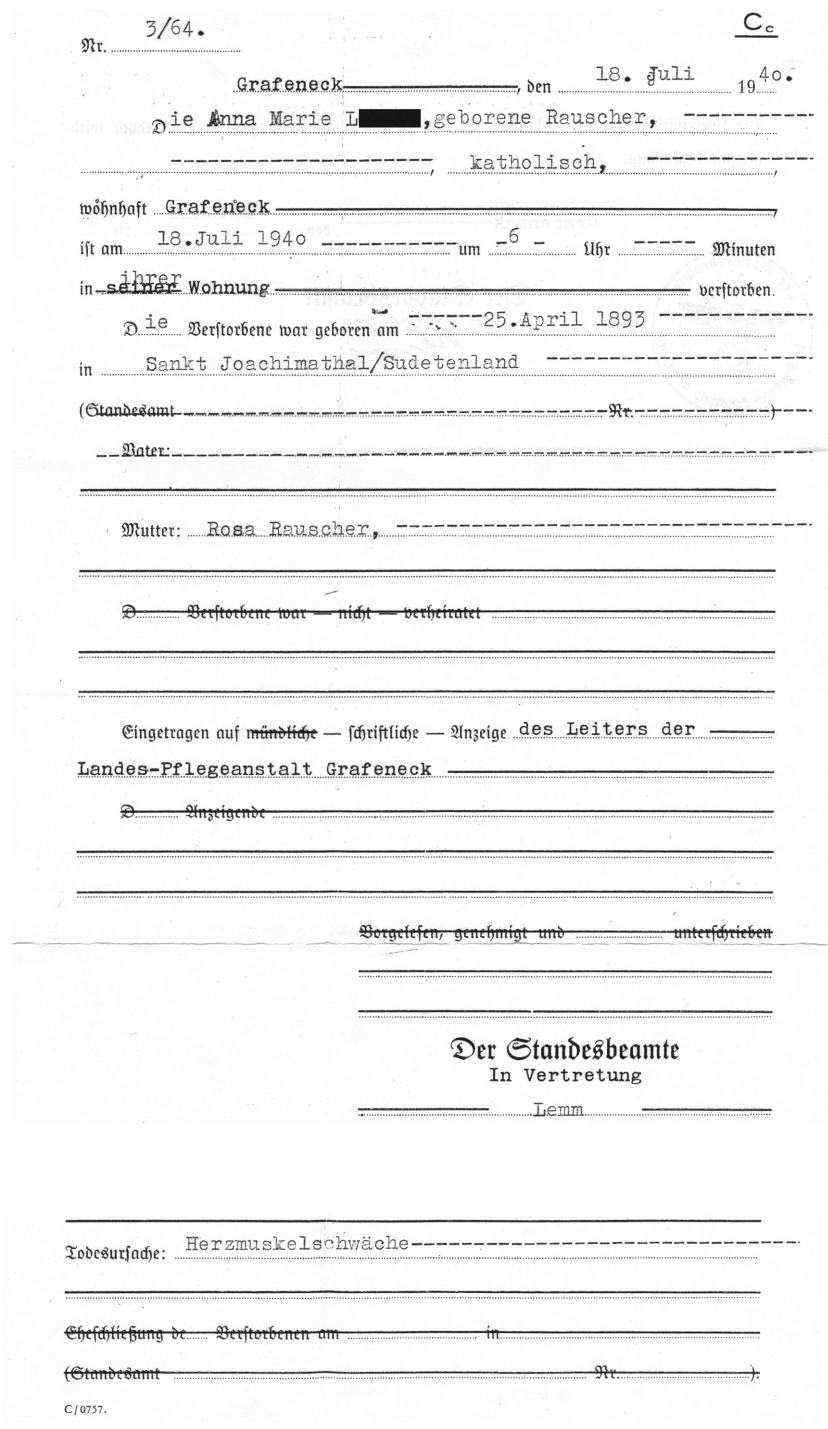
Weshalb das Schreiben an die Tochter geht (die fälschlicherweise auch noch als „Luise“ angeschrieben wird) und nicht an den Vormund oder den geschiedenen Mann, wie in früheren Jahren, ist unklar. Vielleicht, weil sie in den letzten vier Jahren die Einzige war, die noch mit der Patientin korrespondierte?

Lucie erhält zwei Wochen später wieder ein Schreiben aus einer Heil- und Pflegeanstalt, diesmal aus Grafeneck bei Münsingen in Württemberg. Darin wird ihr mitgeteilt, dass ihre Mutter leider unerwartet am 18. Juli um 6.00 Uhr morgens an Herzmuskelschwäche gestorben sei. Wegen der Seuchengefahr vor Ort sei sie gleich eingeäschert worden. Natürlich könne die Familie auf Wunsch die Urne erhalten.[205] Dass die Post von der Tötungsanstalt Grafeneck kommt, verstärkt das Täuschungsmanöver. Durch gezielten Aktentausch unter den Mordanstalten werden die Angehörigen über den Todesort falsch informiert und noch mehr auf Abstand gehalten.

Die beiliegende amtliche Todesurkunde meiner Urgroßmutter[206] schließlich strotzt vor gefälschten Angaben: Die laufende Nummer wird immer wieder neu niedrig gesetzt, um die hohen Todeszahlen zu vertuschen. Todestag und Todeszeit sind reine Erfindung. Dass Anna in Grafeneck „in ihrer Wohnung“ starb, klingt schon sehr zynisch. Die offizielle Todesursache stand bereits vor ihrer Ermordung fest. Und nicht einmal der Name des Standesbeamten, „Lemm“, stimmt: Hinter dem Pseudonym verbirgt sich der Standesamtsleiter Hermann Holzschuh.[207] Von all dem ahnt die Familie nichts.

Trotzdem löst die Todesnachricht aus Württemberg Verwirrung und Misstrauen aus. Lucie schreibt umgehend ihrem Vater. Der teilt ihr mit, dass er aus persönlichen Gründen die nächste größere Stadt, Zwickau, als geeigneten Bestattungsort ansieht und sich umgehend um die Erlaubnis zur Urnenbeisetzung kümmern wird. Weiter schreibt er: „Der Ort Münsingen liegt in Württemberg zwischen Ulm und Tübingen. Dass die Verlegung von Arnsdorf nach Grafeneck erfolgte, war mir nicht bekannt und ich wundere mich auch, dass Deine Mutter so weit fort gekommen war.“[208] Er schreibt auch gleich an die Anstalt in Grafeneck: „Von meiner Tochter [...] wurde mir Ihr Schreiben vom 19. Juli zugesandt, woraus ich ersah, dass meine frühere Frau, die erst kürzlich nach dort gekommen war, verschieden ist. Einem Wunsch meiner Kinder entsprechend, will ich die Beisetzung der sterblichen Überreste in Sachsen ermöglichen und habe von der Verwaltung des Hauptfriedhofes Zwickau/Sa. die Genehmigung zur Beisetzung in einem Grabe erhalten. Diese folgt anbei [...] Für die entstehenden Kosten komme ich auf und bitte mir dieselbigen zur Begleichung aufzugeben.

205 Dieser so genannte Trostbrief ist nicht mehr erhalten, wurde aber standardmäßig mit diesem Inhalt verfasst.
206 Todesurkunde Anna L., Nr. 3/64, ausgestellt am 18.7.1940 in Grafeneck, Privatarchiv Martin.
207 Stöckle, Grafeneck, S. 121.
208 Albert L. an Lucie P. vom 26.7.1940, Privatarchiv Martin.



Nr. 3/64. Cc

Grafeneck, den 18. Juli 1940.

Die Anna Marie L[redacted], geborene Rauscher,

katholisch,

wohnhaft Grafeneck,

ist am 18.Juli 1940 um 6 Uhr ----- Minuten

in ~~seiner~~ ihrer Wohnung verstorben.

Die Verstorbene war geboren am 25.April 1893

in Sankt Joachimathal/Sudetenland

(~~Standesamt~~ ~~Nr.~~)

~~Vater:~~

Mutter: Rosa Rauscher,

~~Die Verstorbene war — nicht — verheiratet~~

Eingetragen auf ~~mündliche~~ — schriftliche — Anzeige des Leiters der Landes-Pflegeanstalt Grafeneck

~~Die Anzeigende~~

~~Vorgelesen, genehmigt und unterschrieben~~

Der Standesbeamte
In Vertretung
Lemm

Todesursache: Herzmuskelschwäche

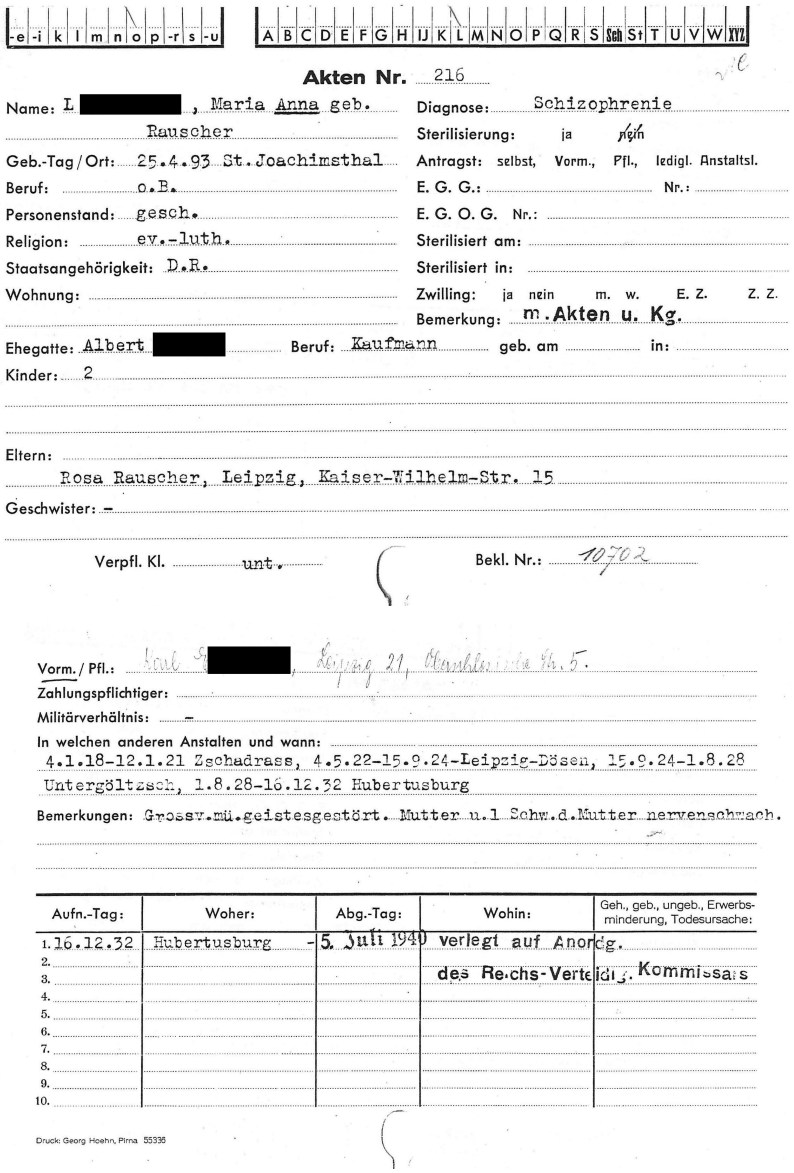
~~Eheschließung der Verstorbenen am in~~

~~(Standesamt Nr.).~~

C/0757.

Vorder- und Rückseite der Todesurkunde meiner Urgroßmutter Anna L., die 13 Tage nach ihrer Ermordung im württembergischen Grafeneck ausgestellt wurde

-e -i k l m n o p -r s -u | A B C D E F G H IJ K L M N O P Q R S Sch St T U V W XYZ



Akten Nr. 216

Name: L [redacted], Maria Anna geb. Rauscher

Diagnose: Schizophrenie

Sterilisierung: ja ~~nein~~

Geb.-Tag / Ort: 25.4.93 St. Joachimsthal

Antragst: selbst, Vorm., Pfl., ledigl. Anstaltsl.

Beruf: o.B.

E. G. G.: Nr.:

Personenstand: gesch.

E. G. O. G. Nr.:

Religion: ev.-luth.

Sterilisiert am:

Staatsangehörigkeit: D.R.

Sterilisiert in:

Wohnung:

Zwilling: ja nein m. w. E. Z. Z. Z.

Bemerkung: m. Akten u. Kg.

Ehegatte: Albert [redacted] Beruf: Kaufmann geb. am in:

Kinder: 2

Eltern:

Rosa Rauscher, Leipzig, Kaiser-Wilhelm-Str. 15

Geschwister: –

Verpfl. Kl. unt.

Bekl. Nr.: 10702

Vorm. / Pfl.: Karl [redacted], Leipzig 21, Oberbleiche Str. 5.

Zahlungspflichtiger:

Militärverhältnis: –

In welchen anderen Anstalten und wann:

4.1.18-12.1.21 Zschadrass, 4.5.22-15.9.24-Leipzig-Dösen, 15.9.24-1.8.28 Untergöltzsch, 1.8.28-16.12.32 Hubertusburg

Bemerkungen: Grossv.mü.geistesgestört. Mutter u.1 Schw.d.Mutter nervenschwach.

Aufn.-Tag:	Woher:	Abg.-Tag:	Wohin:	Geh., geb., ungeb., Erwerbsminderung, Todesursache:
1. 16.12.32	Hubertusburg	- 5. Juli 1940	verlegt auf Anordg.	
2.				
3.			des Reichs-Verteidig. Kommissars	
4.				
5.				
6.				
7.				
8.				
9.				
10.				

Druck: Georg Hoehn, Pirna 55336

Die Arnsdorfer Krankenkarteikarte von Anna L. Unter „Bemerkungen“ wird ganz im Sinne der nationalsozialistischen Vererbungslehre auf eine angebliche erbliche Belastung in der Familie abgehoben. Ich konnte bei meinen Recherchen keine Hinweise auf eine psychische Erkrankung von Annas Großvater Karl Rauscher finden. Der schwammige Ausdruck „nervenschwach“ bezieht sich auf Rosa Rauscher und eine ihrer Schwestern. Was hinter diesen Bemerkungen steckt und mit welcher Absicht sie in die Kartei aufgenommen wurden, lässt sich fast 80 Jahre später nicht mehr rekonstruieren.

Im unteren Teil der Karte ist der mutmaßliche Tag von Annas Ermordung, der 5. Juli 1940, vermerkt. „Verlegt auf Anordg. des Reichs-Verteidig. Kommissars“ bedeutet, dass sie in eine Tötungsanstalt verlegt wurde.

Es wäre mir auch erwünscht, einige kurze Angaben über das schnelle Hinscheiden meiner früheren Frau zu erhalten, da mir nichts bekannt geworden war, dass selbige in Arnsdorf krank gewesen wäre, ebenfalls darüber, ob sie noch irgendwelche (vernünftige) Wünsche zuletzt geäussert hat. Meine Ehe ist wohl schon 1924 geschieden worden, jedoch habe ich bisher noch nicht wieder geheiratet. Ich habe daher schon noch Interesse für meine frühere Frau gehabt. Heil Hitler!“[209] Auf seine berechtigte Frage nach dem schnellen Hinscheiden hat Albert vermutlich nie eine Antwort erhalten; stattdessen wird eine Urne, versehen mit Annas Namen, dem Geburts- und dem angeblichen Sterbedatum per Postpaket aus Münsingen geschickt. Dass sich in der Urne nicht Annas Asche, sondern die anderer Menschen befindet, weiß die Familie nicht. Das Gefäß wird wie geplant in Zwickau beigesetzt. Der Friedhof wird später aufgelöst, das Grab existiert heute nicht mehr.

209 Albert L. an Landespflegeanstalt Grafeneck vom 26.7.1940, Privatarchiv Martin.

Nachwort

So wie meine Urgroßmutter Anna werden über 70 000 Erwachsene und Kinder in der „Aktion T4“ ermordet, insgesamt sterben bei verschiedenen NS-„Euthanasie“-Aktionen bis Kriegsende über 200 000 psychisch Kranke und geistig Behinderte.

Ihre Mörder kommen – wie viele andere Täter des Nationalsozialismus – weitgehend ungeschoren davon. Beispielhaft dafür ist die Strafverfolgung von Horst Schumann, der nach der „Aktion T4“ ab 1942 im KZ Auschwitz zwei Jahre lang grausame Sterilisations- und Kastrationsversuche an jüdischen Frauen und Männern durchführte. Er zieht im Oktober 1945 ins nordrhein-westfälische Gladbeck. Im April 1946 meldet er sich polizeilich an, obwohl seine Auschwitzer Menschenversuche gerade im Nürnberger Ärzteprozess erörtert werden. Schnell fasst er Fuß, eröffnet mit Hilfe eines Flüchtlingskredites eine eigene Praxis. Ende Januar 1951 stellt er einen Antrag auf einen Jagdschein. Das Ordnungsamt fordert routinemäßig in Schumanns Geburtsort Halle an der Saale einen Strafregisterauszug an. Obwohl von dort die Nachricht kommt, der Arzt werde von der Staatsanwaltschaft Tübingen gesucht, dauert es knapp drei Wochen, bis ihn die örtliche Kriminalpolizei verhaften will. Vergeblich – der Gesuchte ist bereits abgetaucht. 1959 werden Schumann und seine Frau schließlich in Ghana ausgemacht, wo er als „Buscharzt“ arbeitet, 1966 wird er nach Deutschland ausgeliefert. Er kommt in Untersuchungshaft, überzeugt aber die Ärzte, dass er unter hohem Blutdruck leide und verhandlungsunfähig sei. Im Juli 1972 wird Schumann entlassen und lebt bis zu seinem Tod 1983 in Frankfurt am Main.[210]

Zu den wenigen Psychiatern, die nach dem Krieg zur Rechenschaft gezogen werden, gehören Hermann Paul Nitsche und Ernst Leonhardt. Nitsche ist schon früh im engen Kreis der Planer der „Aktion T4“ aktiv. Im Herbst 1939 entwirft er die Richtlinien, nach denen die Patienten anhand der Meldebögen selektiert werden sollen. Im Mai 1940 wird er zum ständigen Vertreter des ärztlichen Leiters der Mordaktion, Prof. Werner Heyde, ernannt und als Obergutachter nach Berlin berufen. Ab Dezember 1941 übernimmt er die Medizinische Leitung der Zentraldienststelle „T4“. Leonhardt leitet während der ganzen „Aktion T4“ faktisch die Landesanstalt Arnsdorf und ist für die Umsetzung der Geheimaktion vor Ort verantwortlich. Im Jahr 1947 werden Nitsche und Leonhardt im Dresdner „Euthanasie“-Prozess wegen Verbrechens gegen die Menschlichkeit zum Tode verurteilt. Am Tag nach dem Urteilsspruch nimmt sich Leonhardt in seiner Gefängniszelle das Leben. Nitsche wird im März 1948 hingerichtet.[211]

210 Ernst Klee, Krankenmord und Judenvernichtung. Über Nazi-Euthanasie, Sonnenstein und sein Personal, in: Kuratorium Gedenkstätte Sonnenstein e. V. und Sächsische Landeszentrale für politische Bildung (Hrsg.), Nationalsozialistische Euthanasie-Verbrechen in Sachsen. Beiträge zu ihrer Aufarbeitung, Pirna 1993, S. 71–72.

211 Vgl. Mäckel, Nitsche.

Auch wenn kurz nach Kriegsende in den Ärzteprozessen von der Ermordung psychisch Kranker wie meiner Urgroßmutter öffentlich gesprochen wird, legt sich doch bald der Mantel des Schweigens über diesen Teil der deutschen Geschichte. Angehörige schweigen, oft aus Scham- und Schuldgefühlen. Diejenigen Patienten, die nicht verhungerten oder ermordet wurden, leben weiter in den psychiatrischen Anstalten der Nachkriegszeit. Diese blieben in der Bundesrepublik bis zur Psychiatrie-Reform Mitte der 1970er Jahre vorwiegend Orte, an denen die Kranken „verwahrt" werden. Niemand ermuntert die Insassen, ihre Erlebnisse in der NS-Zeit aufzuschreiben und zu verarbeiten. Und letztlich hat die Wirtschaftswunder-Gesellschaft des Westens und die sozialistische Aufbau-Gesellschaft des Ostens auch kein Interesse, mehr über das Schicksal der „Verrückten" zu erfahren. Erst in den 80er Jahren beginnen in der Bundesrepublik Ernst Klee und andere, die Geschichte der NS-„Euthanasie" zu erforschen. Auch die Psychiatrie während des Ersten Weltkriegs und der Weimarer Zeit rücken langsam in den Fokus von Medizinhistorikern.

An den Standorten der Tötungsanstalten werden Gedenkstätten eingerichtet, die erste 1983 im hessischen Hadamar. Mit Ausstellungen, Führungen für Schulklassen und eigener Forschung wird an diesen ehemaligen Orten des Grauens das Gedenken an die Opfer langfristig bewahrt. Auch symbolische Handlungen zeigen, dass in Deutschland das damals geschehene Unrecht anders wahrgenommen wird. Im Mai 2007 ächtet der Deutsche Bundestag offiziell das „Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses", befreit die damals Betroffenen von ihrem Stigma, in der NS-Zeit als „lebensunwert" gegolten zu haben.

Ich habe bei meinen Recherchen davon profitiert, dass sich in den vergangenen 25 Jahren viel verändert hat. Das ehemalige Tabu-Thema wird heute gesellschaftlich offener behandelt.

Auch meine Familie geht heute damit anders um als vor 20 oder 30 Jahren. Meine Großmutter hatte ihren Kindern und Enkeln aus Schmerz oder aus Scham nur wenige Informationen über das Leben ihrer Mutter gegeben. Man sprach in der Familie nicht darüber, konnte nicht darüber sprechen. Auf meine Nachforschungen dagegen reagierten viele Verwandte nun mit Neugier und Offenheit, einige zeigten sich geradezu begeistert und bestätigten mich immer wieder darin, weiter zu machen. Das hat mich sehr gefreut. So kann meine verrückte Urgroßmutter Anna ihren Platz in der Familiengeschichte finden.

Danksagung

Dieses Buch konnte ich nur schreiben, weil viele Menschen mich dabei unterstützten.

Zahlreiche Fakten zu St. Joachimsthal erhielt ich von Dorothea Selig, Kempten. Jan Niebauer recherchierte für mich in Plzeň (Pilsen) und Prag. Die Stadtverwaltung in Jáchymov (St. Joachimsthal) half beim Auffinden der noch existierenden Häuser aus dem 19. Jahrhundert. Unkomplizierten Zugang zu Kirchenbüchern in Scheibenberg, Lauter und Oberwiesenthal ermöglichten mir die dortigen Mitarbeiter. Steffi Beyrich vom Kreisarchiv Annaberg übersetzte mir die alten Brandkataster-Nummern in Scheibenberg in heutige Adressen. Hendrik Heidler stellte mir aus den Tiefen seines Archivs eine in digitale Form gebrachte Version der Scheibenberger Pöttrich-Chronik zur Verfügung. Wolfgang Andersky, Bürgermeister der Stadt Scheibenberg, öffnete mir das dortige Stadtarchiv.

Bei den Recherchen zu den psychiatrischen Anstalten waren Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter des Bundesarchivs in Berlin, des Sächsischen Hauptstaatsarchivs Dresden, des Sächsischen Staatsarchivs Leipzig, des Sächsischen Staatsarchivs Chemnitz, des Stadtarchivs Leipzig, des Evangelischen Fachkrankenhauses Zschadraß, des Park-Krankenhauses Leipzig-Südost, des Sächsischen Krankenhauses Rodewisch, des Fachkrankenhauses Hubertusburg, des Sächsischen Krankenhauses Arnsdorf und der Deutschen Zentralbibliothek für Medizin, Köln, behilflich. Für ausführliche Informationen danke ich Dr. Hubert Heilemann, Chefarzt des Sächsischen Krankenhauses Arnsdorf. Dr. Holger Steinberg von der Forschungsstelle für die Geschichte der Psychiatrie an der Universität Leipzig gab mir Hinweise zu einer ersten Einordnung der Krankengeschichte. Fruchtbar war für mich ein früher Gedankenaustausch zum Konzept des Buches mit Karin Kails.

Dr. Gerrit Hohendorf, München, bin ich für seine Unterstützung und sein Interesse dankbar. Seine Einschätzung des Materials, sein Fachwissen sowie seine Anmerkungen zum Manuskript halfen mir, mich Annas Krankheitsgeschichte angemessen anzunähern. Zahlreiche Ideen zu Annas Geschichte und Hinweise zu den Auswirkungen auf die Familie erhielt ich von Silke Grieb. Ohne sie wäre ich dort viel zögerlicher gewesen. Dr. Boris Böhm, Leiter der Gedenkstätte Pirna-Sonnenstein, las das Manuskript mit dem kritischen Blick des Historikers und brachte mit großer Umsicht die Veröffentlichung auf den Weg. Dafür danke ich ihm sehr. Isabelle Steffen unterstützte mich mit kundigem Korrekturlesen.

Ein großes Dankeschön geht an diejenigen Verwandten, die meine Recherchen begeistert unterstützten. Ohne meinen Großonkel Erich wäre dieses Buch gar nicht entstanden. Dass er sich darauf einließ, mir telefonisch und bei Besu-

chen viele Fragen beantwortete, rechne ich ihm hoch an. Ich ahne, welche Überwindung ihn das gekostet haben muss. Als er mir die Korrespondenzmappe überreichte, war ich tief gerührt.

Mein größter Dank gilt meinem Mann Karsten Albers. Seine unerschütterliche, liebevolle und engagierte Unterstützung für das Projekt half mir beim Start, auf der langen Strecke und im Endspurt.

Anhang

Quellenverzeichnis

Archiv der Gedenkstätte Pirna-Sonnenstein
Krankenkarteikarte Maria Anna L., geb. Rauscher, Landesheil- und Pflegeanstalt Arnsdorf, Akten Nr. 216.

Privatarchiv Martin
Familienanzeigen
Geburtsurkunde Anna Rauscher, ausgestellt am 14.1.1945.
Korrespondenzmappe, 5.1.1918–17.4.1936.
Erich L.: Familie L. 1885–2004, Teil 1 und 2, Dezember 2003/Juni 2004.
Todesurkunde Anna L., Nr. 3/64, ausgestellt am 18.7.1940 in Grafeneck.
Zeugnisse, Urkunden und Bewerbungskorrespondenz von Albert L.

Stadtarchiv Scheibenberg
Akten des Stadtgemeinderates zu Scheibenberg, Allgem. den Feldzug 1914/15 betreffende Angelegenheiten, Abt. 5, Nr. 40, Bd. III.
Akten des Stadtgemeinderates zu Scheibenberg, Allgem. den Feldzug 1914/15 betreffende Angelegenheiten, Abt. 5, Nr. 40, Bd. IV.

Literaturverzeichnis

Adreßbuch des obererzgebirgischen Industriebezirks/ Kleine Ausgabe. Elterlein, Geyer, Jöhstadt, Oberwiesenthal, Scheibenberg, Schlettau, Unterwiesenthal, Wolkenstein, Weipert i. B. und 43 Landgemeinden, Annaberg 1910.

Andree, Richard: Nationalitätsverhältnisse und Sprachgrenze in Böhmen, Leipzig 1871.

Bäuml, Josef: Psychosen aus dem schizophrenen Formenkreis, Heidelberg 2008.

Böhm, Boris: Funktion und Verantwortung des Sächsischen Innenministeriums während der „Aktion T4“, in: Arbeitskreis zur Erforschung der nationalsozialistischen „Euthanasie“ und Zwangssterilisation (Hrsg.): Der sächsische Sonderweg bei der NS-Euthanasie. Fachtagung 15.–17. Mai 2001 in Pirna-Sonnenstein, Ulm 2001, S. 63–90.

Böhm, Boris: Pirna-Sonnenstein. Von einer Heilanstalt zu einem Ort nationalsozialistischer Tötungsverbrechen, in: Arbeitskreis zur Erforschung der nationalsozialistischen „Euthanasie“ und Zwangssterilisation (Hrsg.): Der sächsi-

sche Sonderweg bei der NS-Euthanasie. Fachtagung 15.–17. Mai 2001 in Pirna-Sonnenstein, Ulm 2001, S. 91–126.
Böhm, Boris/Schilter, Thomas: Pirna-Sonnenstein. Von der Reformpsychiatrie zur Tötung psychisch Kranker, in: Kuratorium Gedenkstätte Sonnenstein e. V. und Sächsische Landeszentrale für politische Bildung (Hrsg.): Nationalsozialistische Euthanasie-Verbrechen in Sachsen. Beiträge zu ihrer Aufarbeitung, Pirna 1993, S. 11–52.
Böhm, Boris/Schulze, Ricarda: „... ist uns noch allen lebendig in Erinnerung". Biografische Porträts von Opfern der nationalsozialistischen „Euthanasie"-Anstalt Pirna-Sonnenstein, Dresden 2003.
Bohmann, Alfred: Bevölkerungsbewegungen in Böhmen 1847–1947, München 1958.
Brand-Claussen, Bettina/Röske, Thomas/Rotzoll, Maike (Hrsg.): Todesursache Euthanasie. Verdeckte Morde in der NS-Zeit, Heidelberg 2002.
Braune, Paul Gerhard: Denkschrift für Adolf Hitler vom 9. Juli 1940, abgedruckt in: Aly, Götz (Hrsg.): Aktion T4, 1939–1945. Die „Euthanasie"-Zentrale in der Tiergartenstraße 4, Berlin 1987, S. 23–33.
Bresler, Johannes: Die Rechtspraxis der Ehescheidung bei Geisteskrankheit und Trunksucht seit Inkrafttreten des Bürgerlichen Gesetzbuches, Halle 1903.
Faulstich, Heinz: Der sächsische Sonderweg bei der NS-„Euthanasie", in: Arbeitskreis zur Erforschung der nationalsozialistischen „Euthanasie" und Zwangssterilisation (Hrsg.), Der sächsische Sonderweg bei der NS-Euthanasie. Fachtagung 15.–17. Mai 2001 in Pirna-Sonnenstein, Ulm 2001, S. 55–62.
Faulstich, Heinz: Hungersterben in der Psychiatrie 1914–1949. Mit einer Topographie der NS-Psychiatrie, Freiburg 1998.
Früherkennungszentren der Universitätskliniken Köln und Bonn (Hrsg.): Früh erkennen, früh behandeln. Neue Chancen für Menschen mit erhöhtem Psychoserisiko, Broschüre, o. D.
Früherkennungszentren der Universitätskliniken Köln und Bonn (Hrsg.): Ratgeber für Angehörige schizophren Erkrankter, Broschüre, o. D.
Fuchs, Petra/Rotzoll, Maike/Müller, Ulrich/Richter, Paul/Hohendorf, Gerrit (Hrsg.): „Das Vergessen der Vernichtung ist Teil der Vernichtung selbst". Lebensgeschichten von Opfern der nationalsozialistischen „Euthanasie", Göttingen 2007.
Girrulat, Heidrun/Markert, Elisabeth Christa/Nischak, Almut/Schollas, Thomas/Stachowske, Ruthard (Hrsg.): Systemische Erinnerungs- und Biografiearbeit, Tübingen 2007.
Günther: Die Königl. Sächsische Heil- und Pflegeanstalt Hubertusburg, in: Bresler, Johannes: Deutsche Heil- und Pflegeanstalten für Psychischkranke in Wort und Bild, II. Band, Halle 1912, S. 257–261.
Hölzer, Ariane: Die Behandlung psychisch Kranker und geistig Behinderter in der Landes-Heil- und Pflegeanstalt Zschadraß während der nationalsozialistischen Diktatur, Diss. Univ. Leipzig 2000.
Hösel, Otto: Zschadrass, in: Bresler, Johannes: Deutsche Heil- und Pflegeanstalten für Psychischkranke in Wort und Bild, Halle 1910, S. 446–457.

Hohendorf, G./Rotzoll, M./Richter, P./Eckart, W./Mundt, C.: Die Opfer der nationalsozialistischen „Euthanasie-Aktion T4“. Erste Ergebnisse eines Projektes zur Erschließung von Krankenakten getöteter Patienten im Bundesarchiv Berlin, in: Der Nervenarzt 73 (11/2002), S. 1065–1074.

Ilberg, Georg: Die Heil- und Pflegeanstalt Sonnenstein bei Pirna, in: Bresler, Johannes: Deutsche Heil- und Pflegeanstalten für Psychischkranke in Wort und Bild, Halle 1910, S. 426–433.

Ilberg, Georg: Die Sterblichkeit der Geisteskranken in den sächsischen Anstalten während des Krieges, in: Allgemeine Zeitschrift für Psychiatrie 78 (1922), S. 58–63.

Karlsch, Rainer/Schäfer, Michael: Wirtschaftsgeschichte Sachsens im Industriezeitalter, Leipzig 2006.

Klee, Ernst: „Euthanasie“ im NS-Staat. Die „Vernichtung lebensunwerten Lebens“, Frankfurt a. M. 1985.

Klee, Ernst: Krankenmord und Judenvernichtung. Über Nazi-Euthanasie, Sonnenstein und sein Personal, in: Kuratorium Gedenkstätte Sonnenstein e. V. und Sächsische Landeszentrale für politische Bildung (Hrsg.): Nationalsozialistische Euthanasie-Verbrechen in Sachsen. Beiträge zu ihrer Aufarbeitung, Pirna 1993, S. 57–76.

Klingberg, Stefan/Mayenberger Michael/Blaumann, Gabriele: Schizophren? Orientierung für Betroffene und Angehörige, Weinheim, Basel 2005.

Knopf, Karl: Die Wunderstadt St. Joachimsthal, Weipert und Leipzig 1908.

Kreuzinger, R.: Illustrierter Führer durch St. Joachimsthal und Umgebung, St. Joachimsthal ^{6}1925.

Laehr, Hans: Die Anstalten für Psychisch- und Nervenkranke, Schwachsinnige, Epileptische, Trunksüchtige usw. in Deutschland, Österreich, der Schweiz und den baltischen sowie anderen Grenzländern. Achte, von Anstaltsdirektor i. R. Prof. Dr. Georg Ilberg (Dresden) vollkommen neubearbeitete Auflage, in: Allgemeine Zeitschrift für Psychiatrie und psychisch-gerichtliche Medizin 91 (1929), S. 1–158.

Laehr, Hans: Die Anstalten für Psychisch- und Nervenkranke, Schwachsinnige, Epileptische, Trunksüchtige usw. in Deutschland, Österreich, der Schweiz. Neunte, von Anstaltsdirektor i. R. Prof. Dr. Georg Ilberg (Dresden) vollkommen neubearbeitete Auflage. Sonderabdruck aus der Allgemeinen Zeitschrift für Psychiatrie und psychisch-gerichtliche Medizin, Berlin und Leipzig 1937.

Landes-Gesundheitsamt Sachsen (Hrsg.): Die Anstalten für Geisteskranke und Epileptische, in: Ders.: Dritter Jahresbericht des Landes-Gesundheitsamtes über das Gesundheitswesen im Freistaat Sachsen auf die Jahre 1914–1918, Dresden 1921, S. 231–255.

Landes-Gesundheitsamt Sachsen (Hrsg.): Anstalten für Geisteskranke und Epileptische, in: Ders.: Vierter Jahresbericht des Landes-Gesundheitsamtes über das Gesundheitswesen im Freistaat Sachsen auf die Jahre 1919–1922, Dresden 1926, S. 182–195.

Landes-Gesundheitsamt Sachsen (Hrsg.): Anstalten für Geisteskranke und Epileptische, in: Ders.: Fünfter Jahresbericht des Landes-Gesundheitsamtes

über das Gesundheitswesen im Freistaat Sachsen auf die Jahre 1923–24, Dresden 1929, S. 131–141.
Landes-Gesundheitsamt Sachsen (Hrsg.): Anstalten für Geisteskranke und Epileptische, in: Ders.: Sechster Jahresbericht des Landes-Gesundheitsamtes über das Gesundheitswesen im Freistaat Sachsen auf die Jahre 1925–26, Dresden 1930, S. 121–130.
Lehmann: Dösen, in: Bresler, Johannes: Deutsche Heil- und Pflegeanstalten für Psychischkranke in Wort und Bild, Halle 1910, S. 458–475.
Liebers, M.: Welchen Einfluß hatte die Kriegsernährung auf die Angehörigen der Heilanstalt Dösen? in: Psychiatrisch-Neurologische Wochenschrift 22 (1920/21), S. 17–23 und 67–72.
Mäckel, Katrin: Professor Dr. med. Hermann Paul Nitsche – sein Weg vom Reformpsychiater zum Mittäter an der Ermordung chronisch-psychisch Kranker zur Zeit des Nationalsozialismus in Deutschland, Diss. Univ. Leipzig 1992.
Nerger, Katja/Zimmermann, Rüdiger: Zwischen Antisemitismus und Interessenvertretung. Periodika und Festschriften des Deutschnationalen Handlungsgehilfen-Verbandes in der Bibliothek der Friedrich-Ebert-Stiftung, Bonn 2005.
Oeser, Steffen: Die sächsische Landesanstalt Arnsdorf von 1912 bis 1945. Von der Irrenpflegeanstalt zur nationalsozialistischen Musteranstalt, Diss. Univ. Dresden 2005.
Pöttrich, Adolf: Chronik der Bergstadt Scheibenberg, verfasst 1941, hrsg. von der AG Heimatgeschichte, Scheibenberg 2003.
Reh: Die neue im Bau begriffene sächsische Landes-Pflegeanstalt Arnsdorf, in: Bresler, Johannes: Deutsche Heil- und Pflegeanstalten für Psychischkranke in Wort und Bild, Halle 1910, S. 401–409.
Roick, Christiane: Heilen, Verwahren, Vernichten. Die Geschichte der sächsischen Landesanstalt Leipzig-Dösen im Dritten Reich, Diss. Univ. Leipzig 1997.
Scharf, Horst: Lauter in alten Ansichten, Band 1, Zaltbommel/Niederlande 1996.
Schmiedel, Kerstin: Die psychiatrische Behandlungspraxis in der Heil- und Pflegeanstalt Hubertusburg/Sachsen im Zeitraum 1918 bis 1932, Diss. Univ. Leipzig 1994.
Schmuhl, Hans-Walter: Rassenhygiene, Nationalsozialismus, Euthanasie. Von der Verhütung zur Vernichtung „lebensunwerten Lebens“ 1890–1945, Göttingen 1987.
Schott, Heinz/Tölle, Rainer: Geschichte der Psychiatrie. Krankheitslehren, Irrwege, Behandlungsformen, München 2006.
Schottky-Meyer, Hedwig: Zur Frage der Beeinflussung schizophrener Kranker, in: Psychiatrisch-neurologische Wochenschrift 32 (1930), S. 31.
Schulze: Untergöltzsch, in: Bresler, Johannes: Deutsche Heil- und Pflegeanstalten für Psychischkranke in Wort und Bild, Halle 1910, S. 434–445.

Seifert, Edda/Hötzel, Lore/Böttcher, Werner/Bertele, Gerd: Rodewisch. Erinnerungen in Bildern, Horb am Neckar 1991.
Siemen, Hans Ludwig: Menschen blieben auf der Strecke ... Psychiatrie zwischen Reform und Nationalsozialismus, Gütersloh 1987.
Stadt Scheibenberg: Bergstadt Scheibenberg. Ein Stück Geschichte in Bildern, Horb am Neckar 1996.
Stöckle, Thomas: Grafeneck 1940. Die Euthanasie-Verbrechen in Südwestdeutschland, Tübingen 2002.
Thom, Achim: Kriegsopfer der Psychiatrie. Das Beispiel der Heil- und Pflegeanstalten Sachsens, in: Frei, Norbert (Hrsg.): Medizin und Gesundheitspolitik in der NS-Zeit, München 1991, S. 201–216.
Vom Handwerksbetrieb zum bedeutenden Industriebetrieb. 150 Jahre VEB Schwerter-Emaillierwerke, Lauter 1988.
Wagner, Christine: Psychiatrie und Nationalsozialismus in der Sächsischen Landesheil- und Pflegeanstalt Untergöltzsch, Diss. Univ. Dresden 2002.
Website des Freistaates Sachsen: www.geschichte.sachsen.de, Stand: 15.12.2009
Weimann, Frank Igor: Die Auswirkungen des ersten Weltkrieges auf die psychiatrische Betreuung in den sächsischen Landes-Heil- und Pflegeanstalten in der Zeit von 1914 bis zum Beginn der zwanziger Jahre, Diss. Univ. Leipzig 1993.
Zagolla, Robert: Sachsen. Eine kleine Geschichte, Berlin 2007.
Zolling, Peter: Deutsche Geschichte von 1871 bis zur Gegenwart, München 2007.

Bildnachweis

Privatarchiv Daniela Martin, S. 15, 18, 21, 26, 43 ,45, 58, 62, 69, 76, 81, 83, 85, 86, 96, 98
Sächsisches Hauptstaatsarchiv Dresden, S. 89
Sächsische Landesbibliothek – Staats- und Universitätsbibliothek Dresden, Abteilung Deutsche Fotothek, S. 60, 79
Archiv Gedenkstätte Pirna-Sonnenstein, S. 71, 95, 99
Johannes Bresler (Hrsg.), Deutsche Heil- und Pflegeanstalten für Psychischkranke in Wort und Bild, Halle 1910, S. 28
Erich Lufft, Kranken-, Heil- und Pflegeanstalten im Freistaat Sachsen, Düsseldorf 1930, S. 52, 53

Autorin dieses Heftes

Daniela Martin

Journalistin und Biografin, Jahrgang 1969. Studium der Kulturwissenschaft und Geschichte in Bremen, M. A. Seit 1996 Redakteurin bei Zeitungen und Zeitschriften, unter anderem 2001 bis 2002 bei der deutsch-jüdischen Zeitung „Aufbau“ in New York. Schrieb dort zahlreiche Porträts von Holocaust-Überlebenden. 2003 bis 2008 stellvertretende Chefredakteurin eines Magazins in Köln. Arbeitet heute freiberuflich als Biografin für Privatpersonen und berät unter anderem Menschen, die bisher unbekannte Teile ihrer Familiengeschichte erforschen wollen (www.danielamartin.de).

Hefte dieser Reihe

Heft 1: Luxemburger Zwangsrekrutierte im Wehrmachtgefängnis Torgau-Fort Zinna 1943–1945, 1996, ISBN 978-3-9805527-0-7

Heft 2: Hans-Dieter Scharf: Von Leipzig nach Workuta und zurück. Ein Schicksalsbericht aus den frühen Jahren des ersten deutschen Arbeiter- und Bauernstaates 1950–1954, 1996, ISBN 978-3-9805527-1-4

Heft 3: Maria Vittoria Zeme: „... und entzünde einen Funken Hoffnung". Aus dem Tagebuch einer italienischen Rotkreuzschwester im Kriegsgefangenenlager Zeithain 1943–1944, 1996, ISBN 978-3-9805527-2-1

Heft 4: Hunger – Kälte – Isolation. Erlebnisberichte und Forschungsergebnisse zum sowjetischen Speziallager Bautzen 1945–1950, 4., korrigierte und ergänzte Auflage 2002, ISBN 978-3-9805527-3-8

Heft 5: „Die Entscheidung konnte mir niemand abnehmen ..." Dokumente zu Widerstand und Verfolgung des evangelischen Kirchenjuristen Martin Gauger (1905–1941), 1997, ISBN 978-3-9805527-4-5

Heft 6: Achim Kilian: „From Special Camp No. 1 to US". Jugendjahre zwischen Vogtland, Mühlberg und Arkansas, 1998, ISBN 978-3-9805527-5-2 (vergriffen)

Heft 7: Kurt Kohlsche: „So war es! Das haben sie nicht gewusst." Konzentrationslager Sachsenburg 1935/36 und Wehrmachtgefängnis Torgau-Fort Zinna 1944/45 – ein Häftlingsschicksal, 2001, ISBN 978-3-9805527-6-9

Heft 8: Wege nach Bautzen II. Biographische und autobiographische Porträts, 3., korrigierte und ergänzte Auflage 2003, ISBN 978-3-9805527-7-6

Heft 9: Aktenzeichen „unerwünscht". Dresdner Musikerschicksale und nationalsozialistische Judenverfolgung 1933–1945, 1999, ISBN 978-3-9805527-8-3 (vergriffen)

Heft 10: Günter Heinisch: „Solange Du lebst, lebt auch die Hoffnung noch." Erinnerungen an Haft und Selbstbehauptung in Chemnitz, Dresden und Bautzen 1950–1956, 2000, ISBN 978-3-9805527-9-0 (vergriffen)

Heft 11: Dr. Margarete Blank (1901–1945). Justizmord und Erinnerungspolitik, 2000, ISBN 978-3-934382-00-8

Heft 12: Zum Beispiel Vilém Kostka. Der tschechische Widerstand vor dem Oberlandesgericht Dresden. Ein Haftschicksal in Briefen 1941–1945, 2001, ISBN 978-3-934382-03-9

Heft 13: Friedrich Salzburg: Mein Leben in Dresden vor und nach dem 30. Januar 1933. Lebensbericht eines jüdischen Rechtsanwalts aus dem amerikanischen Exil im Jahr 1940, 2001, ISBN 978-3-934382-04-6

Heft 14: „... ist uns noch allen lebendig in Erinnerung". Biografische Porträts von Opfern der nationalsozialistischen „Euthanasie"-Anstalt Pirna-Sonnenstein, 2003, ISBN 978-3-934382-07-7

Heft 15: Hans Corbat: „Unserer Entwicklung steht er feindselig gegenüber." Erlebnisse in kommunistischen Lagern und Gefängnissen in Berlin, Torgau und Bautzen 1946–1956, 2004, ISBN 978-3-934382-10-7

Heft 16: Kassiber aus Bautzen. Heimliche Briefe von Gefangenen aus dem sowjetischen Speziallager 1945–1950, 2004, ISBN 978-3-934382-11-4

Heft 17: Gezeichnet. Kunst und Widerstand. Das Künstlerpaar Eva Schulze-Knabe (1907–1976) und Horst Schulze (1903–1942), 2005, ISBN 978-3-934382-17-6

Heft 18: Peter Blachstein: „In uns lebe die Freiheit". Zeugnisse zum frühen Konzentrationslager Burg Hohnstein, 2005, ISBN 978-3-934382-16-9

Heft 19: Benno Kirsch: Walter Linse. 1903 – 1953 – 1996, 2007, ISBN 978-3-934382-19-0

Heft 20: Auf dem Weg zu den Schwänen. Eine Erinnerung von Hannelore Hahn, 2008, ISBN 978-3-934382-21-3

Heft 21: Daniela Martin: „... die Blumen haben fein geschmeckt". Das Leben meiner Urgroßmutter Anna L. (1893–1940), 2010, ISBN 978-3-934382-23-7

Diese Hefte können zum Preis von 5,50 € ab Heft 17: 8,50 € incl. MwSt. zzgl. Versandkosten bezogen werden über:
Stiftung Sächsische Gedenkstätten, Dülferstr. 1, 01069 Dresden,
Telefon: (0351) 4 69 55 40, Telefax: (0351) 4 69 55 41,
http://www.stsg.de, E-Mail: info@stsg.smwk.sachsen.de

Die Kölner Journalistin Daniela Martin berichtet in der gründlich recherchierten Biografie ihrer Urgroßmutter Anna L. (1893–1940) über deren Krankenschicksal in über 20 Jahren Psychiatrieaufenthalt. Der Lebensweg wird vor allem anhand einer großen Zahl von persönlichen Briefen und Korrespondenzen nachgezeichnet. Das Leben der Anna L. fand schließlich ein gewaltsames Ende im Rahmen der nationalistischen „Euthanasie"-Morde in der Tötungsanstalt Pirna-Sonnenstein.

Der Lebensbericht wirft gleichzeitig ein Schlaglicht auf die Situation von psychisch Kranken in den Jahren des Ersten Weltkriegs, der Weimarer Republik sowie während der NS-Zeit. Er macht auch die zunehmende Vernachlässigung und Unterversorgung der Kranken während des Nationalsozialismus deutlich. Damit beleuchtet er ein bisher kaum biografisch aufgearbeitetes Kapitel der Psychiatriegeschichte in Deutschland.

Der Autorin gelingt der Spagat zwischen ihrer Rolle als Hinterbliebene, die eine außergewöhnliche Empathie zum Schicksal ihrer Urgroßmutter erkennen lässt, und als Journalistin, die die objektiven Tatsachen auf der Grundlage von gesicherten Erkenntnissen darstellt.

STIFTUNG
SÄCHSISCHE GEDENKSTÄTTEN
zur Erinnerung an die Opfer
politischer Gewaltherrschaft

ISBN 978-3-934382-23-7